# Panzer-Automobile gegen die Walachen

Wilhelm Siemer Lt. d. Re[s.]







VERLAG AUGUST SCHERL ...

# Panzer-Automobile gegen die Walachen

# Panzer-Automobile gegen die Walachen

Von

**Wilhelm Siemer**
Leutnant d. R.
der Panzerkraftwagen-Masch.-Gewehr-Abt. 1.

26. bis 30. Tausend

Druck und Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

# Inhalt

Einleitung

# Die Tragödie am Roten Turm

Über die Grenzberge der transsylvanischen Alpen waren die Heere gekommen. Tagelang hallten die Pässe wider vom Wagengerassel, Hufschlag und Rufen. — Und jenseits, in der Ebene, flutete der Strom in die Breite und wellte gegen die Dörfer und Städte Siebenbürgens, drohend, alles zu verschlingen, was durch deutscher Bauern Arbeit allmählich entstanden war und sich durch die Jahrhunderte hindurch inmitten fremder Volksstämme als ein Denkmal sächsischer Kultur erhalten hatte.

Vor den Toren Hermannstadts standen die Rumänen; sie hausten in Kronstadt. Diese Hochburgen altdeutscher Kultur waren vom walachischen Vandalismus bedroht. Da endlich schlug die Stunde der Rettung. Durch die Straßen Hermannstadts zog das deutsche Alpenkorps.

Die Jäger haben es noch lange nachher mit lachenden Augen erzählt, wie sie jubelnd begrüßt worden waren von deutschen Frauen und Männern: von deren Vorhandensein hier — so fern der deutschen

Heimaterde — sie zumeist keine Ahnung hatten. Gehört hatten sie davon, die Bauernsöhne aus Mecklenburg, Holstein und Hannover, aus Rheinland und Süddeutschland. Aber sie wußten nicht, daß hier unten Brüder wohnten, die fühlten und empfanden wie sie.

Ihre Rettung galt es, und da fuhren sie in den Feind mit Schwertstreichen, so wuchtig, daß die Welt aufhorchte.

Wie ein Damm warfen sie sich dem Strom entgegen.

Am „Roten Turm", wo der Paß dem Altfluß folgend zwischen den Bergen läuft und wo vor Jahrhunderten schon einmal dem Einmarsch habgieriger Heere Halt geboten worden war, packte das Alpenkorps unter der Führung des bayrischen Generals Krafft von Delmensingen den Feind. Und blutiges Ringen tobte um die alten Mauern des Roten Turms, dieses stummen Zeugen großer Dinge.

Als der Kampf wütete, wagte eine kleine Schar der Kühnsten sich in die Berge. Auf einem Schleichwege gelangten sie unter unsäglichen Mühen in der sechsten Nacht in den Rücken der Feinde und legten sich bei Verestorony mit ihren Maschinengewehren auf den steilen Kämmen auf die Lauer.

Die Alt bildet da ein weites Becken, und nur ein schmales Tor führt nach Süden. Wehe dem Heere, das ahnungslos die Straße zog.

Und in hellen Haufen kamen sie und drängten zurück durch den Paß, von den wuchtigen Schlägen

deutscher Männer getrieben. Rasende Kolonnen — hastende Infanterie — polterndes Geschütz. Sie hofften auf Rettung hinter den Grenzkämmen. Da griff der Tod in ihre Reihen und warf die Verzweiflung, die Panik unter die Massen und packte in die wirren Knäuel, zermalmend, hetzend — und endlos war seine Beute. Die Paßstraße bedeckte sich mit Leichen von Menschen und Pferden, umgestürzte Wagen hingen am Flußufer, füllten das wasserarme Kiesbett der Alt — weitverstreut der kostbare Inhalt.

Und die Nachhut des rumänischen Heeres traf ein noch schrecklicheres Schicksal. Die Angst der Überraschten, denen der Feind auf den Fersen saß, ward zur Verzweiflung, zum Wahnsinn, als sie hier, wo sie Rettung erhofften, der Tod empfing. Hilflos irrten sie zwischen den Trümmern und Leichen umher, bis sie der Hieb traf, einen nach dem andern.

Als es Abend wurde, kam das grüne Heer, und die Brüder stiegen von den Bergen und reichten einander stumm die Hand.

# Der Kampf an der Pleaſa

Die Welt hörte ſtaunend von dieſer Tat, und wir ſaßen in ſtummer Verzweiflung an der deutſchen Weſtfront und wußten doch, daß man uns, unſere deutſchen Panzerautomobile gerade da gebrauchen konnte, wo die Armeen einmarſchieren wollten in Feindesland. Wir hatten die Hoffnung ſchon aufgegeben, daß man uns noch rufen würde. Mackenſen leiſtete Wunderdinge in der Dobrudſcha, rückte immer weiter vor. Falkenhayn und ſeine Generale trieben die Walachen in die Päſſe zurück. Wir glaubten uns vergeſſen, glaubten, den Winter im Stellungskrieg vertrauern zu müſſen.

Da wurde Ende September plötzlich der Führer der Abteilung, Oberleutnant im erſten Garderegiment z. F., v. Eichſtedt, telegraphiſch ins Große Hauptquartier befohlen. Wir rieten und planten, was der Zweck der Berufung ſei. Endlich kam das Telegramm: Sofort verladen! Jetzt vermuteten wir von Anfang an richtig, und es war eine Freude, zu ſehen, mit welch fieberhafter Eile die Leute die Bereitſchaft zur Reiſe herſtellten.

Und der Zug rollte durch Deutſchlands Süden, rollte durch Öſterreich tief ins Ungarland hinein. Wohin wird es gehen? — Weitſchauende Führung hatte vorgearbeitet. In Alvinecz erreicht uns nachts

ein Telegramm: „Ausladen! Ein Panzerwagen sofort zum Alpenkorps im Roten Turm-Paß stoßen." Das war eine Freude. Den D-Panzerwagen traf das Los. Ein kleiner Patrouillenpanzerwagen wurde ihm beigegeben, und in der Nacht noch begann die Fahrt nach Hermannstadt.

Der Abteilungsführer eilte im Personenautomobil voraus zum Generalkommando des Alpenkorps, das damals in Heltau lag, und als die beiden Panzerautomobile in der Frühe in Hermannstadt eintrafen, lag schon Befehl zur Meldung in Heltau vor. Bis zum Mittag wurde Benzin nachgefüllt, die Wagen instand gesetzt und um zwei Uhr rollten sie die Heerstraße entlang.

General von Delmensingen und sein Stabschef, Major Freiherr von Willisen, besichtigten mit ihren Herren die Wagen. Klar und zuversichtlich klangen des Generals Worte: „Ich wünsche euch Erfolg und hoffe, daß ihr den Feind jagen werdet, wo ihr ihn trefft. Gott befohlen!"

Noch am Abend mußten wir im Roten Turm-Paß eintreffen. Am altehrwürdigen Kirchturm in Heltau vorbei ging's rechts die lange Straße in endlosen Serpentinen hinauf, bis die Hauptstraße erreicht war, die direkt von Hermannstadt kommt. Und dann durch die Dörfer, die die Spuren des Kampfes zeigten. Granattrichter längs des Weges, eingeschossene Hausdächer, verlassene Ortschaften, abgebrannte Scheunen. Und allmählich krochen wir in die Berge, die vorher wie ein mächtiger Wall mit schneebedeckten Kuppen

vor uns gelegen hatten. Weit, weit ostwärts sahen wir hoch in den Bergen über den Kämmen zerplatzende Schrapnelle; dort kämpfte die benachbarte Armee noch um die höchsten Grenzgipfel. Dann waren wir im Paß, und die Spuren der gewesenen Schlacht waren noch unverwischt erhalten. Leichen von Menschen und Pferden lagen am Wegrand oder im Flußbett der Alt. Protzen und Wagen standen oder lagen umgestürzt umher. Kolonnen von Fuhrwerken und Infanterie, die bergwärts zogen, mußten überholt werden.

Eine Stelle der Paßstraße war im Verlaufe des Kampfes gesprengt und notdürftig wieder geflickt worden. Die Überfahrt war schwierig. Aber es ging. Wir kamen hinüber, und näher ging's an Verestorony, unser Endziel, heran. Leider trat die Dunkelheit ein, und die großen Eindrücke wurden verwischt. Aber im Scheinwerferlicht der Wagen sah man deutlich die Spuren der gewaltigen Schlacht, die hier getobt hatte; wir sahen das Bild furchtbarster Vernichtung, als wir gegen sechs Uhr abends in Verestorony anlangten; und mehr noch am folgenden Morgen. Der Tod hatte hier schreckliche Ernte gehalten.

Verestorony war vollgepfropft. Die fünfzehn Häuser, wenn man die baufälligen Baracken so nennen darf, waren belegt bis auf den letzten Platz, und es pfiff ein eisiger Wind den Paß entlang. Aber es ging, wie es immer geht unter deutschen Soldaten — wir kamen unter Dach, und wenn wir eng lagen, so lagen wir um so wärmer.

Die Stimmung der Jäger da oben war so hervorragend gut, daß es eine Lust war, mit ihnen zu reden. Sie erzählten von dem Erlebten und von dem, was jetzt vorn vor sich ging, und unsere Leute brannten darauf, so schnell als möglich heranzukommen.

Der nächste Morgen gab uns ein Bild von der Lage des Kampfes. Auf den Höhen südlich der Grenze, bei Riul Vadului, wo die große neue Eisenbahnbrücke den Weg kreuzt, stand der Feind und saß fest, nachdem er Reserven von Süden bekommen hatte. Das Jäger-Regiment, dem wir zugeteilt waren, lag ihm gegenüber.

Eigentlich war es still vorn. Hie und da ein Schuß — kurzes Geschützfeuer von unserer Seite, wenn feindliche Tragtierkolonnen von vorne telephonisch gemeldet wurden. Keiner wußte recht, was geschehen sollte. Man erwartete Truppenverstärkungen und wußte nicht, wann sie kommen würden.

In Berestorony blieben wir nur einen Tag, dann wurden wir gegen Abend nach Riul Vadului, der rumänischen Grenzzollstation, vorgezogen, um als Straßensperre zu dienen.

Die Zollamtsgebäude und Schuppen sahen bunt aus. Ausgeräumt und durchwühlt von unten bis oben. Oben ist hier das Gebäude selbst — „unten" der Keller. Drei Stockwerke kennt man dort nicht. Nur Munition und endlos viel Kleidungsstücke lagen in den Räumen umher. Aber sie ließen sich heizen, und das war die Hauptsache. Der Holzlattenzaun, der ringsherumführte um die Gebäude, wurde heute seiner

Längshölzer, morgen der Querhölzer beraubt, bis er schließlich ganz zu Asche wurde in den Ofen, und ein alter Bretterschuppen seine erwärmenden Pflichten übernahm.

Und wir warteten mit Ungeduld auf das Zeichen zum Loshauen; standen mit den Hühnern, die es dort allerdings leider nicht gab, auf und gingen mit Dunkelwerden schlafen.

Am Tage krochen wir in den vordersten Stellungen herum und erkundeten bei der Gelegenheit die Fahrgelegenheit auf der Paßstraße gegen den Feind. Es sah ja bunt aus — Wagenbarrikaden und Pferdekadaver alle paar Schritt — aber es mußte und würde gehen. Es ging um Cainenii, das erste rumänische Städtchen, und hoffentlich konnten wir kräftig mithelfen, es zu erobern.

Endlich, am 23. Oktober, donnerten unsere Geschütze. Schwere Mörser von Berestorony aus, leichtere und Haubitzen standen bei unserem Quartier unterhalb der Eisenbahnbrücke. Wir standen auf dem Sprung.

Da, um vier Uhr schrillte der Fernsprecher: „Vorstoßen!" Das klang wie eine Erlösung.

Die Infanterie sollte gleichzeitig oben losbrechen, sobald sie unser im Tal ansichtig wurde. Sie sollte den — wie überall draußen von den Soldaten so getauften — „Prinz-Heinrich-Kopf" und den „Lausekopf", zwei wichtige Höhenstellungen der Rumänen, stürmender Hand nehmen.

Dazu mußte Deckung sein gegen einen sehr stark befestigten Bergrücken links des Altflusses, die Pleasa. Das Feuer von dort niederzukämpfen, war unsere Aufgabe.

Das hatte eine große Schwierigkeit und konnte uns wegen einer Sache verhängnisvoll werden. Es mußte vom Wagen eine Stelle passiert werden, wo die Bahn, die dort aus einem kurzen Tunnel tritt, den Weg kreuzt. Unweit südlicher stehen Lokomotivschuppen und Bahnwärterhäuser, die von den Rumänen festungsartig verbarrikadiert und stark besetzt waren. Wir mußten darüber hinaus vorstoßen, weil die Pleasa sonst nicht mit den ganzen Hängen zur Alt wirkungsvoll genug hätte bestrichen werden können. Für alle Fälle kamen wir durch wegen unserer schnellen Fahrt, das war uns klar, nur die Rückfahrt war gefährlich. Handgranaten wurden im Wagen bereitgelegt, mochte es kommen, wie es wollte, wir schlugen uns schon heraus.

Die Fahrt ging los. Am Tunnel verließ der Wagen die vordersten, eigenen Postenketten. Ganz vorsichtig mußte es gehen, weil zuviel Hindernisse im Wege lagen. Aufmerksam spähte die Gewehrbedienung durch die Schießscharten. Man hörte nichts als das Rattern des Motors. Da beschlich jeden ein eigenes Gefühl. Man muß das erlebt haben, um es zu kennen; eigentlich beschreiben läßt es sich nicht. Ähnlich ist es, wie wenn man nächtlicherweile im Stellungskrieg den eigenen Graben verläßt und Zoll um Zoll sich behutsam vorarbeitend die feindliche Stel-

lung zu erreichen sucht, um zu erkunden. Ähnlich ist es, aber nicht dasselbe, denn hier erschienen wir in voller Größe, mitten auf weithin einzusehender Straße. Es läßt dann bald nach, dies Gefühl, weil der feste Wille und das Bewußtsein: es gelingt! — es zurückdrängen!

Da lagen links die Schuppen und Häuser. Mit voller Kraft sauste der Wagen vorüber — die Leute im Wagen hatten die Hände an den Stielen der Handgranaten — nichts geschah! Der Schuppen verhielt sich ruhig, alles war totenstill. Wir waren vorüber. Jetzt klang das Kommando. Der Wagen hielt, drüben lag die Pleasa breit neben uns.

Die Maschinengewehre begannen ihre Arbeit, streuten drüben die Hänge ab. Jetzt eine kleine Pause, um die Wirkung zu beobachten. Da kam auch schon die Antwort: peng — peng — schlugen die Kugeln an den Panzer. Jetzt ein Maschinengewehr—hämmernder Krach an den Wagenwänden. Die Kerls schossen gar nicht schlecht. Aber was tat's — sie hatten sich verraten. Unsere Leute hatten gut aufgepaßt, wo die kleinen Wölkchen aufstiegen oder gar ein geringer Feuerstrahl aufgeblitzt war, und nun gab's ein höllisches Dauerfeuer.

Da sahen wir den Erfolg. Wir hatten die Aufmerksamkeit des Feindes völlig auf uns gelenkt, und jetzt konnte er sich unserem Flankierungsfeuer nur durch die Flucht entziehen. Erst einzeln, dann in Gruppen krochen sie aus den leichten Deckungen und suchten zu entfliehen. Aber unsere Leute ließen sie

nicht aus dem Auge. Einer nach dem andern — dort mehrere — schlugen um.

Wieder eine Pause. Das Feuer schwieg dort drüben. Es war erreicht, was wir wollten. Und noch einmal spielten die Maschinengewehre und deckten den ganzen Hang mit ihrem Geschoßhagel ab. Dann rollte der Wagen zurück. Wieder ging's in sausender Fahrt an den Schuppen vorüber — keine Bewegung war zu bemerken. Wir sahen verlassene Gräben, die mit Sandsäcken verschanzt waren — die Fenster in den Gebäuden desgleichen — aber es rührte sich nichts. Wir kamen heil hindurch und nach Badului zurück.

Der Adjutant des Jägerregiments meinte lachend zum Überbringer der Meldung: „Das habt ihr fein gemacht! Hoffentlich geht's bald weiter so. Der Sturm der Infanterie ist tadellos gelungen."

Und als er die Meldung telephonisch ans Alpenkorps weitergab, sprach er: „Sehen Sie, ich habe gleich gesagt, daß das ein guter Bauernschreck ist. Die Pleasa brauchen wir nicht mehr zu fürchten."

Später hörten wir von den Infanteristen, die unser Auftauchen im Paß, von dem sie unterrichtet waren, natürlich genau beobachtet hatten, daß die Rumänen aus den erwähnten Eisenbahnschuppen sich schon beim Artilleriefeuer schleunigst verzogen hätten und gegen Cainenii geflohen seien. Nun wurde uns vieles klar.

# Um Cainenii und Robesii

Während bis dahin der Panzerwagen, als er noch in Berestorony und jetzt, wo er in Badului stand, den ablösenden und abgelösten Truppen nur ein staunendes Interesse wegen seiner Formen abgerungen hatte, war nun eine gewisse Begeisterung für die neuartige Waffe in aller Munde. Infanteristen und ihre Führer kamen häufig zu uns, sich die Einrichtungen des Wagens zeigen zu lassen. Wir waren froh, endlich einmal den Eröffnungsmarsch gespielt zu haben, wußten wir doch jetzt, daß wir gebraucht wurden, und daß man unsere Mitarbeit hoch schätzte.

Noch in den folgenden Stunden legten die schweren und leichten Geschütze ihr Feuer auf Cainenii, und Major Bieler arbeitete sich mit seinem Jägerbataillon, das den „Lausekopf" gestürmt hatte, dicht an Cainenii heran, und um Mitternacht lag schon telephonische Verbindung von der Straße südlich der Eisenbahnschuppen bis zum Regimentsgefechtsstand bei Badului.

Rechts und links in den anschließenden Stellungen war man gleichfalls ein gutes Stück weiter ge-

kommen, und der Angriff auf Cainenii konnte jeden Augenblick vor sich gehen. Da kam auch endlich die ersehnte Verstärkung. Eine bayerische Infanteriedivision rückte in der Nacht über Berestorony der Paßstraße entlang vor, um sofort mit einzugreifen.

Aber die Jäger kamen ihnen noch zuvor. Am frühen Morgen kam schon ein Telephonruf von Major Bieler zu uns, sofort bis Cainenii vorzustoßen, und wir rückten ohne Kampf mit den Jägern, von denen Patrouillen schon vor Tag dort gewesen waren, in Cainenii ein.

Daß die Rumänen uns an der Pleasa gesehen und erkannt hatten, zeigte schon jetzt seine Folgen. Wir konnten nicht, wie wir wollten, auf der Paßstraße sofort weiter nach Süden gegen den nächsten Ort Robesii vorstoßen, weil die Hauptstraße in Cainenii überall aufgerissen und mit Gräben durchzogen war.

Mit Hilfe einer Jägerabteilung mußten die Schäden erst beseitigt werden, was mehrere Stunden aufhielt, und erst gegen Mittag setzten wir uns wieder in Bewegung, fuhren am Bahnhof, der außerhalb des Städtchens liegt, vorbei, und klärten das Gelände nach Süden auf. Sehr weit konnte die Nachhut des Feindes nicht sein, denn noch gegen Mitternacht waren Bewegungen im jetzt völlig verlassenen Cainenii festgestellt.

Wir kamen unbehelligt fast zehn Kilometer weit bis ungefähr tausend Meter vor Robesii. Die Alt und mit ihr die Paßstraße beschreiben dort einen scharfen Bogen und der Felsen tritt bis hart an den

Weg vor. Hier mußten wir Halt machen, weil die Rumänen uns während des Morgens hier einen starken Astverhau aufgebaut hatten, den wir wegen der vielleicht oder sogar ziemlich sicher besetzten beherrschenden Höhen links des Altflusses am hellen Tage nicht entfernen konnten. Wichtig war vor allem die Tatsache, daß bis dort feindliche Infanterieverbände nicht mehr angetroffen wurden. Einzelne Posten, die wir am Ausgang von Robesii bemerkten, wurden unter Feuer genommen; ebenso wurde ein Streufeuer auf die Höhen links des Flusses geleitet. Der Feind erwiderte nicht mit einem Schuß. Wir suchten mit dem Scherenfernrohr genau das Gelände ab, — der Feind war abgezogen, — wenigstens das Gros.

Nach Cainenii zurückgekehrt, bezogen wir in einem der Bahnhofsgebäude Quartier, und die Gewehre des Wagens dienten, wie bei Badului, als Straßensperre.

Cainenii liegt in zwei Hälften links und rechts des Altflusses. Eine stattliche Eisenbahnbrücke verbindet die beiden Ufer.

Wohlweislich hatten die Rumänen vor ihrem Rückzug einen Bogen aus der Brücke herausgesprengt und damit zu erreichen versucht, unsere artilleristischen Operationen auf dem linken Altufer solange zu unterbinden, bis entweder die zerstörte Brücke wieder hergestellt oder ein neuer Brückenschlag gebaut war.

Von Cainenii ausgehend, führt nämlich ein zweiter guter Weg nach Süden über Grablesti nach Titesti,

und es hätte verhängnisvoll werden können für den Feind, wenn rechtzeitig Artillerie hinübergekommen wäre. Eine gute Strecke der Paßstraße hätte dann aufgegeben werden müssen.

Allerdings dauerte der Bau des Brückenschlags nicht lange. Exzellenz von Delmensingen erschien am gleichen Tage bei uns und erkundigte sich nach unseren Fahrten, und dann blieb er in Cainenii, und der Brückenbau vollzog sich unter seiner persönlichen Leitung.

Die Infanterie, und zwar die bayerische Division und das Alpenkorps, hatten inzwischen die Alt durchquert und nahmen über Grablesti die Verfolgung des Gegners auf. Der Vorstoß brachte gleich am ersten Tage einen erheblichen Geländegewinn, so daß Cainenii als unbedingt gesichert gelten konnte.

Unsre Aufgabe blieb es, auf der Paßstraße die Operationen gegen Robesii zu unterstützen. Ein zweiter Vorstoß dorthin brachte einen Zwischenfall.

Der Wagen fuhr wieder bis zu der schon erwähnten Astbarrikade. Als auch diesmal seitens des Feindes keinerlei Belästigung erfolgte, befahl der Wagenführer die Wegräumung des Verhaus. Schon lag ein guter Teil der Stämme im Fluß und im Straßengraben als plötzlich von den Höhen links der Alt eine tolle Kanonade einsetzte. Links und rechts vom Wagen schlugen die Geschosse ein, zum Glück ohne Schaden anzurichten. Leute und Wagen blieben heil; aber das Unternehmen mußte, wenigstens für den Tag, aufgegeben werden. Jede Minute längeren

Verweilens konnte und mußte verhängnisvoll werden. Außerdem hatte der Führer festgestellt, daß in kurzen Abständen hinter der Astbarrikade noch sechs weitere aus schweren Felsbrocken auf der Straße lagen, so daß kein Weiterkommen möglich gewesen wäre. Es mußte nächtlicherweile durch Patrouillen irgend etwas unternommen werden, die Hindernisse zu beseitigen. In Robesii selbst war wieder keine Bewegung festzustellen gewesen.

Die Meldung über den Vorfall nahm Exzellenz von Delmensingen persönlich mit großem Interesse entgegen, als er gerade die ersten Transporte über die neue Pontonbrücke in Cainenii besichtigte.

Während dieses Unternehmens war von uns festgestellt worden, daß die noch südlich Robesii liegende Höhe, Rigloul, stark vom Feinde besetzt war. Da man jedoch vom Norden, rechts der Alt, einen Angriff auf diese Höhe schon angesetzt hatte, unterblieb die Beschießung vorläufig.

Inzwischen hatten sich große Fuhrpark-Kolonnen auf dem Bahnhofsgelände von Cainenii versammelt, da im Bahnhof ein Proviantamt errichtet werden sollte, um von dort aus den Nachschub für die kämpfenden Truppen zu bewerkstelligen. Mag sein, daß diese Maßnahme etwas verfrüht war — mag auch sein, daß der Rigloul selbst für das sehr weit entfernte Cainenii nicht ungefährlich war — jedenfalls setzte gegen Mittag des folgenden Tages plötzlich eine heftige Kanonade auf den Bahnhof ein, die zwar keinen nennenswerten Schaden anrichtete, aber doch

bewirkte, daß die Kolonnen in ziemlicher Auflösung zurückgaloppierten. Allerdings gelang besonnener Führung die Regelung der Flucht schon in Cainenii selbst.

Wir standen nach wenigen Minuten allein mit unseren Wagen am Bahnhof, mußten uns dann allerdings auch verziehen, weil die Einschläge zu dicht an uns herankamen.

Am nächsten Morgen mit Tagwerden fuhr unser Wagen wieder los, eigentlich um genauere Feststellungen wegen des Rigloul zu machen. Bei seinem Erscheinen an der Barrikade setzte sofort wieder das Feuer der Gebirgsbatterien ein, das ihn diesmal regelrecht verfolgte. Der Führer wandte eine leichte List an. Der Weg macht dort viele Krümmungen, und allemal bieten die vorspringenden Felsen gute Deckung. So fuhr der Wagen immer von einer zur anderen Wegebiegung, und jedesmal legte der Feind ein wütendes Feuer in den Abschnitt, wo er das Auftauchen im nächsten Augenblick erwartete. Dem war natürlich leicht abzuhelfen, indem der Wagen diese Überfälle immer ruhig abwartete, um dann in höchster Fahrt den betreffenden offenen Abschnitt zu durchqueren.

Als der Wagen bis fast halbwegs Cainenii gekommen war, wo schon völlige Deckung vorhanden war, rückte ihm eine bayerische Haubitzbatterie entgegen, die den Rigloul und andere Ziele beschießen sollte.

Da konnte natürlich unser Führer wichtigen Auf-

schluß geben, und die Säuberung der Höhen gelang in unglaublich kurzer Zeit.

Allerdings suchten andre feindliche Batterien daraufhin den ganzen Tag die Straße bis zum Bahnhof Cainenii mit einem regellosen Streufeuer ab, aber das Lästigste war doch beseitigt.

Gegen Mittag erschien plötzlich unser Abteilungsführer, um sich nach unserm Wirken und Wohlergehen zu erkundigen und über die weiteren Unternehmungen des Wagens mit uns zu beraten. Es wurde viel über die Gefechtstätigkeit erzählt, aber bald klangen in unserm engen Quartier die Sektpfropfen mit den nahen Einschlägen feindlicher Geschosse draußen um die Wette, die uns unsere Stimmung natürlich nicht verderben konnten. Es war eine feuchtfröhliche Stunde der Berichterstattung.

Vor allem erfuhren wir vom Führer, daß der eine der beiden anderen Wagen im Törzburger Paß vor Campolung stand, der andre im Oitozpaß, vor Khesdivardaheli. Zum Eingreifen waren sie beide bis dahin noch nicht gekommen.

Sie waren damals von Hermannstadt nach Kronstadt gefahren, und unser Armeeführer, Exzellenz von Falkenhayn hatte die Besichtigung der Wagen und ihrer Schieß- und Fahrmanöver vorgenommen. Besondere Freude hatte es dem hohen Führer bereitet, daß unsere Mannschaften dem Garderegiment angehörten, dessen Kommandeur er früher gewesen war.

Außerdem hatte er deswegen besonderes Interesse für die Wagen, weil er früher, in seiner Eigenschaft

als Kriegsminister, den ersten Anlaß zu ihrem Bau gegeben hatte.

Gleichzeitig mit der bayerischen Division war damals ein Bataillon Berliner Landsturm eingetroffen, das mit großer Hingabe die Talsicherung mit uns zusammen übernahm.

Wir mußten die Truppe ja später bald verlassen, aber Führer und Leute haben enge Waffenbrüderschaft mit uns geschlossen, und es war eine Freude, zu sehen, wie die doch meist schon älteren Leute im Gefecht ihren Mann standen.

Vor allen ihr Führer, ein alter Landwehrhauptmann von echtem Schrot und Korn, hatte eine ganz besondere Schwäche für unsere Waffe und wird uns allen in lebhafter Erinnerung bleiben. Es war ein alter Agrarier; er redete dauernd mit lachendem Munde, und es war ein lustiger Anblick, wenn er sein Monokel ins linke Auge klemmte und sein Schlachtroß bestieg.

Einmal hatten wir ein drolliges Erlebnis mit ihm.

Es hatten sich da zwei rumänische Tragepferdchen in die Schlucht verlaufen, in der eine seiner Kompagnien in Reserve stand. Die Granaten schlugen ziemlich lebhaft ein, aber trotzdem leitete Hauptmann Josch sofort höchst eigenhändig eine regelrechte Treibjagd auf das seltene Wild. Man jagte die geängstigten Tiere in einen großen Straßendurchbruch, durch den das Wasser aus den Bergen abfloß. Der Hauptmann stellte sich mit einem Halfterstrick bewaffnet vor dem Loch auf und ließ sich die Tiere zutreiben. Aber

woher? Sie kamen rittlings aus der Falle, und das eine versetzte ihm unversehens einen unsanften Stoß in die Magengegend, und der Hauptmann fand sich im nächsten Augenblick in einem Brombeergestrüpp wieder; aber sein Monokel hat er bei der Affäre nicht verloren. Es blieb bei einigen Hautabschürfungen — nur die Pferde hat man nicht gekriegt.

Damals ging die Rede um: „Habt ihr denn unsern Hauptmann nicht gesehen?" —

Ernst und Scherz wohnen so oft und Gott sei Dank dicht beieinander da draußen.

Der folgende Tag brachte eine unerwartete Wendung der Dinge für alle Wagen. Gegen Mittag, als der D-Wagen gerade von einer Erkundungsfahrt zurückkehrte, erreichte ihn ein Telegramm: „Abteilung sammelt in Hermannstadt. Sofort dorthin zurückkehren."

Nun ging das Fragen und Vermuten wieder los. Gegen den späten Abend langten wir in Hermannstadt an; die anderen waren noch nicht dort.

So mußten wir denn die Nacht noch verleben, ohne zu wissen, was der nächste Tag uns bringen würde, was die Führung der Armee mit den Wagen plante.

# Zum Szurdukpaß

Mitten aus dieser Fülle des Erlebens herausgerissen zu werden, wo Großes noch bevorstand, war schmerzlich für uns. Keiner konnte sich des Gefühls der Bitterkeit erwehren, weil wir ja nicht ahnten, zu was die hohe Führung uns auserſehen hatte.

Noch schmerzlicher war der Befehl für die beiden anderen Wagen, die abberufen wurden, ehe sie an den Stellen, wohin sie kommandiert waren, in den Kampf eingreifen konnten.

Gegen Mittag des nächsten Tages langten sie in Hermannstadt an; und obwohl der Führer der Abteilung von der Armeeleitung über die weitere Verwendung Mitteilungen erhalten hatte, blieben sie uns in ihrem wirklichen Sinne noch verborgen; mit verheißungsvollem Lächeln wehrte er allen noch so geschickt arbeitenden Ausfragern. Wir hörten nur den Befehl, zum Kavalleriekorps Schmettow zu stoßen, das sich am Szurduk- und Vulkanpaß versammelte.

Selbstverständlich wurde die Wagenbesatzung, die aus dem Roten Turm-Paß kam, mit Fragen bestürmt und nicht zuwenigst von den Anderen, „den Ruhmlosen“ beneidet um ihres Erlebens willen.

Stolz zeigten die Kämpfer den anderen die Eindrücke der rumänischen Geschosse auf dem Panzer. Sogleich war einer von der Werkstatt im unbeobachteten Augenblick dabei, nach Art der Flieger die „Ehrenschrammen", wie man das nennt, zu ummalen. „Stört mir meine Kreise nicht," damit wehrte er sich die Spötter vom Leibe.

Wir verließen Hermannstadt noch am Abend, da die Stadt mit Truppen überfüllt war, und übernachteten in Szecsel, einem kleinen sauberen Städtchen nahe bei Hermannstadt.

Szecsel zeigte einige, wenn auch nur geringe Spuren des Rumäneneinfalls.

Wir Offiziere wohnten bei einer jungen Bäuerin, die den schönen Namen Parastiza trug. Mit großer Sorgfalt mühte sie sich um unser Quartier, während unser Koch das Mahl herrichtete. Einer hatte mit der Feldpost eine Torte, von lieber Hand gebacken, bekommen, und sie war ein köstlicher Nachtisch. Hierzu luden wir Parastiza ein.

Verschämt und verwirrt nahm sie an unserem Tische Platz. Die Torte machte sie etwas zutraulicher und ein Glas Wein sogar redselig. Wir haben viel über das lustige Kauderwelsch ihrer ungarischen Sprache gelacht. Es paßte vollkommen zu ihr, daß sie die Torte mit dem Brotmesser aß, das auf dem Tische lag. Sie hatte sogar große Geschicklichkeit in der Handhabung dieses gefährlichen Werkzeuges.

Unserm Koch blieb die Dame in besonders lebhafter Erinnerung, und er redete später von „Bratastriza",

weil sie sich nämlich den Bratenrest, den er in der Küche aufbewahrt und für das Frühstück bestimmt hatte, heimlicherweise zu Gemüte geführt hatte. Er konnte ihr nur seinen Verdruß unmöglich klar machen. Es war furchtbar komisch, die beiden voreinander stehen zu sehen, der Koch schimpfend wie ein Truthahn, die Bäuerin lacht ihn ganz freundlich an und erklärt nach jedem neuen Wutausbruch mit ihrer umfassenden Kenntnis der deutschen Sprache nur immer wieder: „Serr gutt." Je mehr er schimpft, um so mehr legt sie Betonung auf das „Serr", das man, um ihre Sprache zu treffen, mit acht rrrrrrrr's hätte schreiben müssen. Schließlich gab der Koch sein Bemühen auf. Vielleicht fühlte er sich ja auch geschmeichelt durch das immer wiederholte Lob, das er natürlich auf seine Kochkunst oder vielmehr auf die Güte des Bratens bezog.

„Bratastriza" winkte sehr freundlich, als wir Szecsel am nächsten Morgen verließen, um nach Hatseg zu fahren. Die Reise war außerordentlich schwierig, weil starker Regen gefallen war und etwa auf halber Strecke der Weg sehr gefährliche Serpentinen beschreibt.

Einer der Panzerwagen kam an einer besonders schwierigen Stelle ins Rutschen und machte einen Kopfsturz in den Straßengraben. Aber seine großen Brüder halfen ihm, und nach einer Stunde war er wieder flott und hatte festen Grund unter den Rädern.

Die Fahrer leisteten in dieser Zeit gewaltige Arbeit, denn die ununterbrochenen Folgen der langen

und beschwerlichen Fahrten stellte an sie, die nebenbei für Wohl und Wehe der Maschinen, überhaupt des ganzen Wagens zu sorgen hatten, die höchsten Anforderungen.

Es kommt hinzu, daß es nicht dasselbe ist, ob ein Fahrer einen leichten Personenwagen lenkt oder im völlig geschlossenen Panzerautomobil sitzt. Jede geringste Unachtsamkeit kann den Wagen ins Schleudern bringen und Menschen und Material gefährden. Zudem ging die ganz besonders anstrengende Fahrt aus den Pässen bis nach Hermannstadt unmittelbar voraus. Es war eine nennenswerte Leistung der Fahrer der großen Wagen, die etwa vierhundertfünfzig Kilometer lange Gesamtstrecke unter den schwierigen Verhältnissen in zweimal sieben Stunden zurückzulegen.

Um die schwere Staffel, Werkstatt und Gerätewagen nachzuziehen, blieb die Abteilung zur Nacht in Scascevaros. Auf dem Hof der großen Schule war ein willkommener Standplatz für die Wagen, und in die Klassenräume wurden Matratzen gepackt, so daß die Leute herrliches Quartier hatten.

Ein fröhlicher Trunk im Gasthaus beschloß den Tag. Uns zu Ehren spielte eine ungarische Geigerkapelle ihre lieblichen, sinnlichen Weisen. Wir lohnten sie mit Zigaretten, die die Leute seit langem entbehrten. Besonders ein alter Bratschespieler war dabei, der sich in jeder Pause dem Genuß der Zigarette mit einer Inbrunst hingab, fast, wie wenn ein Halbverhungerter ein Stückchen Brot bekommt.

Zum Schluß spielten sie deutsche Weisen, und wir

sangen dazu. Und die Bürger tranken uns fröhlich zu, als wir die Nationalhymne anstimmten.

Früh ging's weiter. Auch dort unten gibt es Dörfer, die rein sächsisch, also deutsch sind und sich ihre völkische Eigenart völlig bewahrt haben. Dort wurden wir mit Jubel empfangen.

Die Bauernfamilien standen am Wege mit Wein — gekeltert und in Trauben — und Imbissen aller Art. Eier gab es in Fülle, und immer wieder kamen sie an die Wagen, die niedlichen Kleinen, und konnten sich nicht genug tun, uns Wein zu reichen; sie wollten alle allen gegeben haben.

Es tut so wohl, mitten im fremden Lande liebe, deutsche Laute zu hören. Es war ein herzliches Glückwünschen und ein fröhlicher Abschied.

Der Abteilungsführer war vorausgefahren, um in Hatseg Quartier zu machen. Als die Wagen einliefen, war alles besorgt, und zwar in einer Weise, wie wir es von ihm gewohnt waren: das Beste gerade gut genug für seine Leute.

Hatseg war vor allem von der wohlhabenderen Bevölkerung verlassen, und so war Platz genug im Städtchen.

Zwei hübsche Villen, dicht beim Bahnhof, wurden unsere Wohnung. Die Wagen hatten zwischen beiden Häusern einen großen freien Raum, der zum Werkstattplatz wie geschaffen war.

Am folgenden Tag ging nun die dringende Arbeit an. Es war viel zu schaffen, die Wagen für das Kom-

mende gefechtstüchtig zu machen. Die weite Reise vom fernen Osten der transsylvanischen Alpen bis hierher, vor allem die voraufgegangenen Fahrten durch die schwierigen Pässe mit ihren Steigungen, hatten an das Wagenmaterial und die Maschinen große Anforderungen gestellt.

Es galt zu reinigen, abzuschmieren, Wellen in den Maschinen neu zu lagern und vieles andere mehr. Das war ein lustiges Klopfen, Hämmern und Feilen. Hier hat sich besonders der damals als Unteroffizier zum Zuge gehörende Oberingenieur Reimann verdient gemacht, indem er die Reparaturen und kleinen Umbauten oder Änderungen geschickt leitete; denn es galt häufig, mit wenig Material und wenig geschultem Personal in kurzer Zeit viel zu leisten. Sich da hindurchzuwinden, ist nicht immer eine Kleinigkeit.

Oberleutnant v. E. fuhr am ersten Tag nach dem siebzig Kilometer entfernten Petroseny, wo der Stab des H. Kav. K. Schmettow lag, um die Ankunft seiner Abteilung zu melden. Besser gesagt, er w o l l t e fahren, denn die letzte Hälfte des Weges mußte er gehen, weil endlose festgefahrene Kolonnen den Weg völlig versperrten. Das hinderte E. natürlich nicht, sein Ziel zu erreichen, und, die Lage mit dem für solche Fälle nötigen Humor auffassend, tippelte er die restlichen . . . zig Kilometer auf der Bahnstrecke entlang, um sich auf alle Fälle seiner Aufgabe zu entledigen.

Die Straße war in einem derartig fürchterlichen Zustand, daß an ein weiteres Durchkommen gar nicht zu denken gewesen wäre.

Die Kolonnen rückten im Schneckentempo vor — an schwierigen Stellen wurde den Lastwagen Vorspann gestellt. Riesenhaft war die Arbeit, die dort vom Train und vor allem von den Kraftwagen-Kolonnen geleistet wurde.

Beim Kavalleriekorps in Petroseny erfuhren wir, daß zum 10. November hier im Szurduk-Paß der Hauptschlag mit großer Kraftentfaltung geführt werden sollte. Und zu unserer großen Freude waren wir die ersten der Kampftruppen des Korps, das sich hier hinter dem Paß im Rücken unserer vorn kämpfenden Truppen versammeln sollte, die an Ort und Stelle eintrafen.

Nach den Wegeverhältnissen mußte der Entschluß gefaßt werden, die Panzerwagen und die Staffel nicht per Achse nach Petroseny zu nehmen, sondern alles in Hatseg zu verladen, damit Gewähr geboten war, daß die Kampfkraft der Wagen unter allen Umständen erhalten blieb.

Vorerst blieben uns also noch ein paar Tage Zeit, in Hatseg alles gründlich vorzubereiten.

Bei der Rückkehr traf uns eine sehr schmerzliche Nachricht. Einer, der größte der Panzerwagen, war nicht mehr gefechtsbereit. Die übergroßen Anstrengungen der letzten Fahrten hatten einen doppelten Achsenbruch bewirkt, der zum Glück beim Abschmieren des Wagens rechtzeitig erkannt wurde. Es hätte sonst leicht ein furchtbares Unglück geschehen können.

Natürlich wollte keiner der Leute nach Deutschland, und es mußte erst ein Machtwort geredet werden, um überhaupt nur die nötige Transportbegleitung zu bekommen.

Traurigen Herzens nahmen die „Ausgeschalteten“ Abschied.

# Die Jagd bei Vadenii

So schnell, wie wir gedachten, kamen wir nicht nach Petroseny. Ein großer Teil der Eisenbahnstrecke war zerstört, und die Wiederherstellungsarbeiten waren noch nicht beendet.

Es sollte zunächst ein, und zwar der E-Wagen, der im Oitoz-Paß gewesen war, übersiedeln. Endlich war's so weit, die Verladung ging glatt, und in einer Nacht waren wir drüben.

Petroseny war vollgepfropft mit Militär aller Waffen, und täglich wurde es voller. Man fühlte die Wucht des Planes der Heeresleitung von Stunde zu Stunde mehr. Immer neue Kolonnen Infanterie und Artillerie rückten ein. Maschinengewehre in langen Zügen rollten durch die Straßen hinauf in die Pässe. Allmählich begannen wir zu ahnen, was demnächst kommen würde.

Wir fanden Unterkunft in den verlassenen Wohnungen der Petrosenyer Kohlengrubenarbeiter. Es sind keine großen Zechen, die da unten im Bergland des Jiu liegen, und ihre Einrichtungen sind ziemlich primitiv. Aber es war verhältnismäßig sauber auf

3*

den Plätzen, und man merkte, daß die Verwaltung auch im Frieden in deutschen Händen gelegen hatte.

Unsere Wohnung war natürlich nicht so gastlich wie in Hatseg, aber mit ein bißchen gutem Willen geht's auch mit dem kärglichsten Raum.

Als der Rest der Abteilung nachkam, war es die Hauptsache, die Wegeverhältnisse des Szurdukpasses zu erkunden.

Gewaltige Anstrengungen waren erforderlich gewesen, den Zugang zum Szurdukpaß für große Truppenbewegungen umzugestalten, denn jede Brücke, jeden Weg hatten die Rumänen bei ihrem Rückzug gesprengt.

Der Szurdukpaß ist in seiner Art wohl der schönste der transsylvanischen Alpen. Gewaltige Felsen steigen neben der guten Straße empor. Tief unten, über Geröll und um Klippen rauscht der wilde Jiu. Jenseits ist's das gleiche Bild. Senkrecht aus dem Flußbett steigen die bewaldeten Felsen himmelan und gönnen der Wintersonne nur an wenigen Stellen Einblick in den Engpaß.

Wundersame Gestalten sind diese riesigen Steinmassen. Kahle Kuppen ragen hoch aus dem Waldbestand heraus. Nur Moos und Flechten haben sich dort oben ihren Platz an der Sonne gewahrt, und wie aus buntem Gestein scheinen die Bergspitzen gebildet.

Ungefähr zehn Kilometer nach dem Eintritt in den Engpaß geht der Weg über den Jiu zum linken Fluß-

ufer. Ein massiges Steinviadukt trägt die Straße. Das hatten die Rumänen weggesprengt, und es war für unsere Pioniere schwere Arbeit, den fast dreißig Meter tiefer liegenden reißenden Fluß neu zu überbrücken.

Eine verstärkte Pontonbrücke war ja schnell geschlagen, und diese genügte immerhin, um den Übergang der Fußtruppen und der leichten Fahrzeuge zu bewältigen.

Für schweres Fuhrwerk aber mußte andere Überwegung geschaffen werden.

Eine schwere Holzbrücke war im Bau. Tag und Nacht flutete der Verkehr durch den Paß. Tag und Nacht arbeiteten beim grellen Licht von großen Scheinwerfern die Pioniere an dem neuen Werk. Wir mußten auf sie warten, weil wir die Pontonbrücken wegen des großen Gewichts der Wagen nicht befahren durften.

Am 9. November endlich war es so weit, mit dem Zeitpunkt, wo der Hauptschlag getan werden sollte.

Alles war geregelt. Jedes Material-Beförderungsmittel mußte bis früh um sechs Uhr aus dem Paß verschwunden sein, so daß nur den Kampftruppen der Weg verblieb und keine Störungen vorkommen konnten. Es klappte alles nach altem Muster.

Infanterie stand in Massen in der Gegend des Klosters Lainici, dessen alte Gebäude malerisch am Hang des Berges in einer Seitenschlucht liegen. Die Kavallerie stand dahinter im Paß.

Einer unserer Wagen verweilte bei der Kavalleriespitze, der andere stand gleichfalls im Paß bereit.

Wir waren in der Nacht zum 10. November aus Petroseny fortgefahren und hatten das wunderbare Tagwerden im Engpaß erlebt. In Höhe des Zollhauses stießen wir auf die uns zugeteilten Jäger-Radfahrer.

Schnellste und rücksichtslose Verfolgung des Gegners war der Befehl, der vom Kavalleriegeneral Grafen Schmettow ausgegeben wurde.

Da wo der Engpaß in die walachische Ebene führt, brechen die Berge hart ab. Eine weite Hochfläche ist der tiefgelegenen Paßstraße vorgelagert, und in ein breites Tal mündet der Weg aus den Bergen. Auf der Kante der Hochebene, etwas abseits von der Hauptstraße, die gerade nach Süden führt, liegt das Dörfchen Bumbesti-Jiu.

Wie eine Burg hatten die Rumänen Bumbesti ausgebaut. Stellung hinter Stellung mit tiefen Unterständen (Flankierungsanlagen) und der Trumpf des Verteidigungswerks: eine Panzerbatterie von sechs Gebirgsgeschützen in drehbaren Türmen. Wer konnte wagen, diese waffenstarrende Feste anzugreifen?

Es war da eine Stelle im Paß, wo der Weg zum Fluß hin sich ein wenig verbreiterte. Gerade Platz genug war's für einen Geschützstand. Ein schwerer Mörser ging dort in Stellung, und der Beobachter erklomm eine erst vor Stunden eroberte Kuppe, von der aus er Bumbesti liegen sehen konnte.

Der erste Schuß grollte über die Berge. Zehn

Meter zu weit links, aber was war das? — Eine gewaltige Rauch- und Feuersäule spritzte aus dem Einschlag dicht neben den deutlich sichtbaren, runden Kuppeln der Panzerbatterie empor. Eine mächtige Detonation donnerte herüber. Herrgott — war das — ja, das Munitionslager mußte getroffen sein. Ein glücklicher Zufall, aber doch ein Meisterstück.

Der zweite Schuß — Einschlag wenige Schritte vor dem mittelsten der Panzertürme.

Jetzt — der saß! — Hoch im Bogen flog der Turm aus seiner Bettung — die Kuppel rollte hinunter in den Jiu!

Nun Schuß auf Schuß. Die Batterie war erledigt und außer Gefecht. Die Stellungen wurden eingetrommelt. Große und kleine Kaliber taten ihre Arbeit aus den Stellungen in den Bergen.

Da drang auch schon die Infanterie von den Höhen vor, schneidig wellte sie empor an den steilen Böschungen, ein verbissener, kurzer Handgranatenkampf.

Bumbesti, das den Eingang zur walachischen Ebene verwehren sollte, war in deutschen Händen.

Das war in der Nacht zum 10. November. Und weiter drängten die Sturmtruppen nach gegen Süden, um den neuen Besitz zu sichern. In der Frühe des 10. November setzten sich die im Paß stehenden neuen Kräfte in Marsch, um den Kampf in der Ebene zu fördern.

Wir konnten jetzt in Ruhe die Stellungen der Rumänen in Augenschein nehmen und überzeugten uns, daß allerdings Bumbesti eine harte Nuß hätte werden

können, solange die letzten Höhen der Alpen gehalten wurden. Mit deren Verlust jedoch fiel auch die ganze Anlage, denn Artillerie-Steilfeuer konnte so ausgezeichnet geleitet werden, sobald, wie es ja auch wirklich geschehen ist, den Rumänen eine Höhe verloren ging, von der aus Beobachtung möglich war.

Die Wirkung des schweren Mörsers auf die Panzerbatterie und ihr Munitionslager war verheerend. Der Rumpf des einen Turmes lag umgestülpt vor seiner Bettung, und tief unten spielten des Jiu Wellen um die fortgeschleuderte Kuppel.

Man sah, mit welcher Hast die durch das schwere Feuer vollkommen demoralisierten Rumänen ihre Posten an den Geschützen verlassen hatten, Kleidungsstücke und anderes einfach im Stiche lassend.

Ebenso war es mit den teilweise sehr vorschriftsmäßig ausgebauten Stellungen, die vieles enthielten, was von der panikartigen Flucht der Besatzung zeugte.

Hinter der Batteriestellung lagen schwere Unterstände, die nicht zerstört, wohl aber rings von den Einschlägen deutscher Geschosse umgeben waren.

Die Munitionskammer der Panzerbatterie, die in einem Stollengang angebracht war, war völlig zerwühlt. Schienenenden und dicke Balken ragten aus den Erdlöchern heraus. Kartuschhülsen und nicht krepierte Geschosse lagen in Unmengen verstreut im Gelände.

Wir waren um die Mittagszeit dort, als gerade eine Feldküche das Essen ausgab. Eine lustige Gruppe

Feldgrauer benutzte einen der Granattrichter eines schweren Einschlags als Tafelplatz. Die Runde von zwölf Mann paßte gerade hinein; sie ließen sich ihre Erbsen schmecken, und das sah ihnen keiner an, daß sie wochenlang da oben in den Bergen Tag und Nacht im Kampf gelegen hatten, ehe sie den Feind in die Ebene gedrängt hatten.

Wenn der Erfolg da ist, ist nun mal alles Schwere vergessen. Das ist immer so da draußen.

Nicht so unmittelbar, wie man es sich gedacht hatte, wichen die Rumänen auf Targul-Jiu zurück. Sie belegten das eingenommene Bumbesti noch mit ziemlich heftigem Artilleriefeuer und leisteten unserer Infanterie im Vorfeld energischen Widerstand. Schritt für Schritt mußte während des Tages der Boden errungen werden.

Unser E-Wagen hielt sich dicht hinter den vordersten Schützenketten zur Verfügung des führenden Generals.

Endlich nachmittags um 1½ Uhr erreichte es Leutnant Paschke, den ersten gewaltsamen Erkundungsvorstoß machen zu dürfen. Es hatte sich bemerkbar gemacht, daß die Feinde ihre Hauptmacht loszulösen suchten, vermutlich, um in rückwärtigen neuen Stellungen unsern Stoß auffangen zu können. Dem mußte zuvorgekommen werden.

In höchster Fahrt sauste der Wagen los. In der Gegend von Curcinesti verließ er die eigenen Schützenketten, die uns erstaunt nachschauten. Eine eigenartige Beobachtung konnte man da machen, streng exerzier-

mäßig gingen die Jäger und Infanteristen in der weiten Schwarmlinie vor, eine Ruhe in den Gesichtern, die den ganzen Kampf wie ein Manöverbild erscheinen ließen. Verstehen konnten wir nichts, aber aus den Mienen und Gesten derer, an denen wir dicht vorbeikamen, lasen wir aufmunternde Bemerkungen. Mit solchen Leuten zusammenzuarbeiten, ist eine Freude.

Kurz hinter Curcinesti hebt sich die Straße um mehrere Meter. Während vordem das Gelände unübersichtlich gewesen war, lag es nach Überwindung der erwähnten Steigung klar, mehrere hundert Meter weit vor uns.

Wenige Schritte waren wir über den Punkt hinaus, da meldete aufgeregt der eine Gewehrführer: „Links feindliche Posten mit Pferden am Bahndamm, vorn hinter den Sträuchern Schützen."

Da kam auch schon der zweite: „Rechts an der Chaussee und im Acker feindliche Schützen!"

Unsere Kerls hatten aufgepaßt wie die Luchse. Das Kommando: „Wagen halt!" Wir waren in Höhe der Feinde. „Dauerfeuer!"

Ohne Unterbrechung klopften die Gewehre eine Viertelminute vielleicht. Rettungslos waren die Rumänen dem Feuer verfallen. Es gab für sie einfach keinen Ausweg. Der Wagen stand auf der etwas überhöhten Straße, und das Feuer reichte von oben in die kleinen Erdlöcher der Feinde hinein. Sie duckten sich an den Boden, nachdem sie uns zuerst völlig verständnislos angestiert hatten und nach der Feuereröffnung endlich begriffen, daß wir Feind — tod-

bringender Feind waren. Es will nicht so recht in die Feder, was sich uns für ein Anblick bot. Das Gesetz der Stunde forderte von uns grimmigste Härte, und wir mußten sie niedermähen bis auf den letzten Mann. In den verzweifeltsten Lagen — den Kopf tief in die Ackergräben gesteckt, so traf sie der Tod.

Weiter — durch! Drüben lag Badenii, ein kleines Dörfchen. Diese wenigen konnten nicht alles sein.

Vor dem Dorf liegt ein behäbiger Gutshof mit seinen weißgetünchten Gebäuden rechts von der Straße. Ein Feldweg führt daran vorüber, der zum Dorf hinführt. Der Wagen rollt mit sausender Geschwindigkeit die platte Straße entlang — näher — immer näher das Ziel — —

Da faßt einer der Leute den Führer am Arm: „Herr Leutnant — da — da" —! Er zeigt nach rechts. Seine Mienen sind erregt, gespannt bis aufs höchste. Der Führer traut seinen Augen nicht — eine feindliche Kolonne, mindestens ein Bataillon. Sie marschieren ahnungslos auf Badenii zu.

„Schneller! Schneller!" — Der Wagen rollt nicht mehr, er fliegt dahin, was drin sitzt, leistet die gute Maschine. Jetzt — jetzt sind wir vor der Spitze der Kolonne.

„Wagen halt! Auf die marschierende feindliche Kolonne Dauerfeuer!"

Hageldicht prasseln die Geschosse in die Reihen. Sie stolpern — sehen uns nicht — suchen mit erschreckten Augen — da jetzt haben sie uns. Aber wohin — zurück steht der Feind — zur Seite ist Sumpf — sie

werfen sich nieder. Unbarmherzig rasseln die Gewehre weiter. Sie drängen sich aneinander — stolpern über die Toten. Verzweiflung, Wahnsinn ist es, der die Feinde packt. Sie müssen — müssen verderben — die Not befiehlt uns, wir dürfen nicht Erbarmen haben, dürfen nicht weich werden. „Kerls, denkt an die Zwanzig, die sie bei Badului nackt in den Altfluß gestellt und, aneinandergebunden, wie Mörder niedergeknallt haben. Dauerfeuer!"

Wenig mehr als eine Minute hämmerten die Gewehre dort am Gutshof. Deutsche Soldaten haben später dort mehr als dreihundert Tote begraben und mehr als hundertfünfzig Schwerverwundete geborgen, ohne die, die im Vorfeld lagen.

Jeden Augenblick konnte nun feindliche Artillerie einsetzen. Der Wagen mußte zurück.

Die Meldung erregte natürlich große Freude beim Korpsstab und vor allem bei den vorn liegenden Truppen, die nun ein gutes Stück weiter vorrücken konnten.

Der E-Wagen machte sofort wieder gefechtsklar und stieß abermals, jetzt aber weiter vor und traf Reserven, die aus den Waldungen bei Badenii kamen und sich dort einschanzten.

In den schon fertigen Gräben, die nicht von der Straße aus zu flankieren waren, hatten die Leute genügend Deckung, sich vor der Vernichtung zu schützen; jedenfalls aber gelang es, die weitere Verstärkung der Besatzung zu behindern, und vor allem konnten die Stellungen genau eingesehen werden.

Während dieser Zeit war der D-Wagen nachge-

zogen worden, und Leutnant Crummenerl unternahm den dritten, schneidigen Vorstoß bis nach Badenii hinein. Der Wagen lieferte dort einen erbitterten Häuserkampf, der glänzend verlief. Es fuhr bei der Gelegenheit ein Artilleriebeobachter mit, und bald darauf konnten die gut ausgebauten Stellungen und das Dorf von Curcinesti aus unter wirksamstes Artilleriefeuer genommen werden.

Schon am Abend lag unsere Infanterie auf Sturmnähe vor dem Dorf.

Der Tag war ein voller Erfolg für unsere Waffe. Wie im Seegefecht beim gelungenen Torpedobootsangriff, so waren hier durch unsere Einsetzung wichtige Bestandteile der feindlichen Macht vernichtet und ausgeschaltet.

Die Vorstellung von Targul-Jiu, der nächsten wichtigen Stadt, war erschüttert.

Die tatsächliche Wirkung war vor allem am nächsten Vormittag festzustellen, als Badenii gefallen war und wir die Stellungen sahen. Sie waren außerordentlich stark ausgebaut, und man war dabei gewesen, sie zu befestigen mit spanischen Reitern und Drahtverhauen. Das vernichtete Bataillon und die anrückenden Reserven, das ergaben Gefangenenaussagen, sollten dort in Aufnahmestellung gehen. Auf einem freien Platz gleich am Dorfeingang war man damit beschäftigt gewesen, spanische Reiter zu bauen, Stacheldrahtrollen und Tannenstämme lagen neben halbfertigen Gestellen. Da hatten die Panzerwagen die Pläne des Feindes gründlich durchquert.

Die moralische Wirkung auf die Walachen muß vor allen Dingen gewaltig gewesen sein. Wir sahen das später immer wieder aus den Gegenmaßregeln, die sie gegen uns ergriffen.

Die Nacht mußten wir im offenen Auto verleben, weil keine Häuser zur Verfügung standen; die Mannschaften schliefen in ihren Panzerwagen.

Zwar war's bitter kalt, aber der Erfolg half allen, das nicht zu spüren, und der Inhalt mancher guten Flasche ließ uns süß träumen.

Es warteten noch große Aufgaben auf uns, denn die Infanterie sollte morgen die Stadt Targul einnehmen, und wir sollten dabei sein!

# Targul-Jiu genommen!

An der Straßenkreuzung bei Curcinesti versammelte Graf Schmettow am nächsten Morgen seine Generale mit ihren Stäben. Sie standen dicht bei unsern Wagen, und der Reiterführer gab mit einer unendlichen Ruhe und Bestimmtheit seine Befehle aus.

„Targul-Jiu wird in den nächsten Stunden in unserm Besitz sein. Alsbald stößt das Gros der Kavallerie nach Süden durch, und Patrouillen sichern nach allen Seiten. Die Panzerautomobile stehen den Aufklärungsschwadronen zur Verfügung. Es gilt, so schnell als möglich weitesten Raum nach Süden zu gewinnen, um Targul-Jiu zu sichern. Fernpatrouillen — und das ist eine Hauptaufgabe — müssen versuchen, die Bahn Turn—Severin—Craiova zu zerstören, damit die westlich stehenden rumänischen Streitkräfte abgeschnitten werden."

Das war im großen der Sinn des Planes, den die alte Exzellenz entwickelte. Noch während der Besprechung kam Meldung von vorne, daß Targul-Jiu von den Rumänen unter dem umfassenden Druck der

deutschen Infanterie aufgegeben und in unserm Besitz sei.

Die Kavallerie rückte jetzt im Trab vor, und der ganze Heerbann folgte. Der D-Panzerwagen war mit den Infanteriespitzen zusammen in Targul-Jiu eingerückt und erhielt dort sofort Befehl, nach Süden vorzustoßen.

Weit über die eigenen Kavalleriespitzen hinaus ging die Fahrt, unbehelligt vom Feinde, bis der Wagen, ungefähr 20 Kilometer südlich Targul-Jiu, vor einem kleinen Dörfchen auf rumänische Posten stieß, die sich an einer Holzbrücke zu schaffen machten. Feindliche Kavallerie tauchte an der gleichen Stelle hinter den Häusern auf, und der Wagen eröffnete das Feuer. In wilder Flucht verschwanden die Rumänen in den Häusern, und als der Wagen bis auf nächste Nähe an die Brücke herangekommen war, entdeckten wir, daß die Kerls Gegenmaßregeln gegen uns geplant hatten; denn sie waren im Begriff gewesen, mit Beilpicken die Straße aufzureißen, und an der Brücke hatten sie Sprengladungen angebracht. Der Wagen entfernte sich eine Strecke, um kurz darauf überraschend wieder zu erscheinen, und faßte nun die Rumänen, die unvorsichtigerweise keine Posten ausgestellt hatten, bei ihrer Arbeit.

Es waren ungefähr vierzig Mann, zwischen die der Geschoßhagel fuhr. Erst versuchten sie hinter den kleinen Erdhaufen, die sie schon ausgewühlt hatten, Deckung zu finden. Wir waren aber so dicht an sie heran, daß die Geschoßgarben von oben hineingeführt

werden konnten, und es gelang nur wenigen, sich durch Flucht in die Häuser zu retten.

Die Kavalleristen erschienen plötzlich am jenseitigen Dorfausgang, und im gestreckten Galopp ging's dem südlich liegenden Höhenzug zu.

Unser Verfolgungsfeuer auf die Reiter erzielte noch manchen Erfolg.

Zum Durchsuchen der Häuser blieb uns keine Zeit mehr, weil die feindliche Artillerie von den Höhen herab uns unter Feuer zu nehmen begann, das schließlich so stark wurde, daß wir verschwinden mußten. Wir konnten nur noch die Brücke untersuchen und die Sprengladungen entfernen.

Inzwischen war von vortastenden Patrouillen auch an anderen Stellen die Wahrnehmung gemacht worden, daß der vor uns liegende Höhenzug von den Rumänen sehr stark verteidigt wurde, und daß der Angriff für die leichten Kavalleriestreitkräfte zu gewagt sei.

Schon am Abend bekam daher der Wagen den Befehl, zwecks anderweitiger Verwendung nach Targul-Jiu zurückzukehren. Man hatte andere Pläne gefaßt.

Die Höhen, die in Richtung auf Filiasu liegen, sollten von der Infanterie zusammen mit schwerer Artillerie genommen werden; und noch in der Nacht erfolgte die Ablösung der Kavallerie, die gleichfalls nach Targul-Jiu zurückkehrte und auf der weiter westwärts in gerader Richtung auf die Bahnlinie Turn-Severin

—Craiova zulaufenden Straße in Marsch gesetzt wurde.

Die Wagenbesatzung hatte Ruhe, weil man ganz richtig wägte, daß nur überraschendes, unvermutetes Auftauchen der Wagen von Erfolg begleitet sein könne, und man daher sofort eine andere Angriffsstraße für die Wagen wählte.

Targul ist ein hübsches kleines Städtchen mit freundlichen Gärten und ziemlichem Reichtum. Wir hatten natürlich wieder sehr nette Quartiere. Die Mannschaften wohnten im Hause eines reichen Eisenhändlers, wir Offiziere in dem eines Ingenieurs, der ebenfalls mit zeitlichen Gütern gesegnet sein mußte, wovon der Inhalt von Küche und Keller zeugte.

Um die Leistung und den Erfolg des E-Panzerwagens bei Badenii anzuerkennen, verlieh Graf Schmettow in S. M. Namen dem letzten der noch nicht geschmückten Insassen das Eiserne Kreuz. Er überreichte es dem Gefreiten persönlich, und es herrschte natürlich große Freude.

Nun lag da auf dem einen Lastwagen noch ein Fäßchen Münchener Bier, das in Petroseny von der Marketenderei erstanden war. Außerdem war in den Häusern, in denen wir wohnten, genug Wein vorhanden — es konnte also ein solider Freudentrunk getan werden.

Ein Grammophon brachte Unterhaltung, und bald war die herrlichste Stimmung da.

Die Schönsten unter den Leuten requirierten in den Garderobeschränken der geflohenen Hausbesitze-

rinnen und erschienen als Damen verkleidet im Festzimmer.

Halloh! — Das Tanzbein wurde geschwungen. Was kümmerte es, daß draußen vor den Toren die Rumänen standen — heute ist heut' — morgen den Kampf, die Schlacht — heute vergessen und lustig sein.

Eine feierliche Deputation bat uns Offiziere hinüber „zu einer kleinen Feier wegen des Eisernen Kreuzes und wegen Badenii".

Die Gesichter der Leute waren bei unserm Eintreten ein ganz klein wenig besorgt: was würden sie sagen, die Gestrengen? —

Die Schönsten ergriffen, und den Walzer getanzt — das war die Antwort. Der zartgegliederte Leutnant Cr. war selbst bald die Schönste von allen; eine blauseidene Taftbluse und ein Strohhut mit langen Pleureusen kleideten ihn derartig, daß er sich nicht beklagen konnte, Mauerblümchen spielen zu müssen. Sang und Vorträge füllten die Pausen aus, und Mühen und Anstrengungen des Tages — Gefahr und Not waren für Stunden vergessen. Unermüdlich ließ unser kleiner Koch — ein waschechter Berliner — neue Platten aufs Grammophon wandern. Er wußte ja am besten, daß und wie sehr wir die Abwechslung liebten.

Die Stimmung wuchs und mit ihr das Zusammengehörigkeitsgefühl von Mannschaften und Offizieren. Es war eine ausgelassene Fröhlichkeit, und erst um Mitternacht fand die Feier ihr Ende.

So was brauchen sie alle, um gestählt zu sein für

neue Unternehmen. So was ist gut, um die Leute fühlen zu lassen, daß auch der Offizier fröhlich und ausgelassen sein kann und will mit denen, die mit ihm das Schwerste auszuhalten bereit sind und sich sicher fühlen unter seinem Befehl.

Kaum eine Stunde lagen wir in unseren Fallen, als vom Korps eine Ordonnanz den Tagesbefehl brachte.

Früh um sechs Uhr hatten sich die Wagen der Kavalleriespitze anzuschließen, und während der eine mit ihr vorrückte, sollte der andere einen gewaltsamen Durchstoß bis Strehaia unternehmen, um dort die Bahnstrecke zu zerstören.

Eine gewaltige Aufgabe — aber wenn ihre Durchführung gelang, von bedeutender Tragweite.

Von Bett zu Bett wurde die Lage noch eine Weile besprochen, und nun — schlafen — schlafen, daß das Unternehmen frische Menschen fand.

In der Nacht setzte ein Schneetreiben ein, das von Stunde zu Stunde toller wurde. Als früh um ein halb sechs Uhr die Motore ratterten, lag alles in weißem Kleide.

Gott sei Dank, daß das Wetter nicht eher so gekommen war. In den Bergen hätte es für die ganze Operation verhängnisvoll werden können; das fühlte jeder von uns.

Die Fahrt begann, und am Ausgang der Stadt trafen wir auf die Kavalleriespitze, und mit ihr ging's nun unaufhaltsam südwärts.

## Der Durchbruch nach Strehaia

Fast hundert Kilometer mußten zurückgelegt werden durch Gegenden, die völlig unerkundet waren, wo noch kein Mensch von der Bevölkerung auch nur ahnte, daß die Deutschen schon da seien. Wir sahen erstaunte Gesichter in den Dörfern, nachdem wir noch im Dunklen die feindliche Linie durchfahren hatten und nun im Rücken der Rumänen das Wagnis ausführten, ihre Verkehrsadern zu durchschneiden.

Es mußte da ein Höhenzug, der von Norden kommt, überquert werden. In engen Serpentinen ging's hinauf, und wir waren froh, daß noch nicht mehr Schnee gefallen war. Die Gegend ist wild-romantisch in jenen Bergen. Steile Felsen treten bis dicht an die Straße heran und nehmen den Ausblick nach den Seiten — Wald und Gebüsch verhindern mit ihrer Undurchdringlichkeit jede Beobachtung. Hier — dort — jeden Augenblick konnten wir auf Feinde stoßen, konnten festliegen und überfallen werden. Die kleinen Brücken über die Gebirgswässer waren meist so, daß wir das Schlimmste befürchteten, wenn wir hinüberfuhren. Oft geschah es, daß die morschen Bohlen

brachen und wir nur mit knapper Not durch Entwicklung höchster Geschwindigkeit uns vorm Einbrechen bewahrten. Stunde auf Stunde verrann. Immer noch kletterten wir die Serpentinen hinauf. Nun kam die Abfahrt. Sie war viel gefährlicher als das Steigen. Immer wieder kam der Wagen auf dem feuchten Grund ins Rutschen, immer wieder hingen wir nahe am Abgrund, und das ganze Unternehmen konnte gefährdet sein. Rechts und links mußten feindliche Kräfte stehen, das wußten wir. Wenn man uns vorzeitig entdeckte — wenn zufällig irgendwelche Reserven im Anmarsch waren, um den Fall von Targul-Jiu wettzumachen? Das Gefühl ist nicht Angst, was einen jeden dann beschleicht. Das ist etwas anderes, etwas nicht zu Erklärendes, ein Empfinden, das die Nähe der Gefahr auslöst und dessen man sich nicht erwehren kann. Wohl dem Führer, der es versteht, dann das richtige Wort zu finden, die Stimmung seiner Leute günstig zu beeinflußen. Das ist das A und O des Erfolges. Ähnlich muß es der Besatzung eines U-Bootes zu Mute sein wie uns damals. Die schwimmen auch mutterseelenallein — weit von jeder Basis entfernt, umher, ihre Opfer zu suchen. Der Vergleich ist damals von hohen Offizieren oft gebraucht worden. Auch dort wird der Erfolg mit von der Verfassung der Besatzung bestimmt werden, und diese hängt vom Führer ab. Wenn er ein Unternehmen als ungefährlich hinstellt, dann glauben sie es ihm, und ginge es durch den Höllenrachen, und wenn die Gefahr kommt — wenn sie da ist, und er achtet sie

nicht, und seine Mienen zeigen Gleichmut — oh, sie hängen an seinen Augen, an seinem Mund — sie achten die Gefahr nicht, wenn sie ihn so sehen; sie lachen des Todes — wenn er es tut. Ich meine nicht den leichtsinnigen Führer, der die Gefahr nicht einzuschätzen versteht. Nein — den meine ich, der sie wohl abwägt, und sie doch gelassen belächelt.

Und hier war es so. Die Leute haben sich sogar über die romantisch schönen Schneegebilde auf den Bäumen und Bergen gefreut und nicht gefühlt, daß sie auf Tod und Leben fuhren.

Endlich kam die Ebene und nun sausende Fahrt. Weit und breit kein Feind. Kamen wir durch Dörfer, grüßten die Leute mit fröhlichen, erstaunten Gesichtern — mochten uns wohl für Landsleute halten. Es war gut so, denn wer weiß, ob alles gelungen wäre unter entgegengesetzten Umständen.

Ein großer Wald mußte durchfahren werden — und dann — dort mußte Strehaia liegen. Richtig — da tauchten schon die Umrisse des Dörfchens am Horizont auf. Jetzt waren wir zwischen den ersten Häusern. — Da — was war das? — Ein Signal von einer Lokomotive? — Natürlich — jetzt — das war Wagenrattern auf den Schienen. Sausende Fahrt — schneller — schneller — zu spät! Der Zug brauste davon, ehe wir die Bahnlinie erreichten. Nun ins Bahnhofsgebäude. Zwei Beamte waren drin. Der eine sprach Deutsch.

„Was war das für ein Zug? War Militär drin?“ —

Mit schlotternden Knien standen die Kerls da, für eine Weile überhaupt nicht fähig, zu reden. Endlich stotternd: „Es war meist Zivil, Herr."

„Sind Transportzüge gemeldet von Turn-Severin?"

Da schrillte die Telephonglocke. „Hören Sie, wer da ist!"

Die Worte verstanden wir nicht, die nun gesprochen wurden, hörten nur eine angstvolle Rede und sahen, wie dem armen Beamten der Schweiß von der Stirn perlte. Jetzt kam er zurück und berichtete ganz willig:

„Der Kommandant von Craiova fragte, weshalb die Transportzüge nicht durchkämen. Als ich ihm sagte, daß feindliche Truppen hier seien, fluchte er scheußlich und schimpfte, ich sei blödsinnig, das sei unmöglich. Es sei höchstens wieder dies dreimal verfluchte Panzerautomobil. O Herr, Sie sind ein Panzerautomobil — Gnade — Gnade!"

Und der alte Kerl fiel heulend nieder.

Na ja, das war ja ganz interessant. Die Telephon- und Telegraphenapparate wurden zerschlagen und die Leitungen an mehreren Stellen durchschnitten und entfernt.

Hoffentlich kamen die Züge noch.

Wir faßten natürlich sofort den Entschluß, den Bahnkörper gründlich zu zerstören. Die Sprengladungen wurden bereit gelegt. Es stellte sich aber heraus, daß eine Sprengung auf dem Bahnhof nicht zweckmäßig gewesen wäre, weil dort mehrere Gleise

nebeneinander lagen und wir ja nicht wußten, welches benutzt werden würde. Wir mußten also zur offenen Strecke hinausfahren. Der Wagen rollte ins Dorf zurück, nach Westen zu. Ein Wäldchen grenzt hart an das Dörfchen, und als wir um eine Straßenbiegung fuhren, sahen wir plötzlich ein Automobil auf uns zukommen. Leider bemerkte uns der Fahrer schon mindestens auf tausend Meter und wendete seinen Wagen mit staunenswerter Geschicklichkeit und Geschwindigkeit um und sauste davon. Vierhundert Meter noch mochten wir etwa entfernt sein — aber die Strecke wurde größer und größer; wir konnten mit dem leichten Ding nicht um die Wette fahren. Aber wir mußten wissen, wer drin saß. Es war Militär, das hatten wir gesehen.

„Auf das Automobil vor uns: Einzelfeuer!“

Ein paar Schuß — vorbei. Das Auto sauste weiter.

Das durfte nicht entkommen — unter keinen Umständen — —

„Auf das gleiche Ziel: Dauerfeuer!“

Aus einem Gewehr sauste der Geschoßhagel die Chaussee entlang. — Da — da — ein Uniformierter kippte nach rechts aus dem Wagen — jetzt der zweite — halloh, der saß! Hinüber und herüber torkelte das Auto über den Straßendamm — der Fahrer mußte getroffen sein. Da überschlug sich's auch schon im Straßengraben.

Ehe wir herankommen konnten, entwischte uns

einer von den Kerls, der sich aus dem Wust herausarbeitete und seitwärts im Gebüsch verschwand.

Von der übrigen Besatzung lebte nur noch der Fahrer. Leider war er übel zugerichtet. Eine Kugel, die sich vorher irgendwo gefangen hatte, hatte ihm als Querschläger eine ziemlich heftige Beinwunde beigebracht. Dadurch hatte er die Gewalt über sein Fahrzeug verloren. Wir verbanden den armen Kerl, so gut es uns möglich war, luden ihn auf das Auto und nahmen das in bezug auf die Steuerung etwas demolierte Vehikel ins Schlepptau, um nach Strehaia zurückzukehren.

Kaum waren wir einige hundert Meter gefahren, als plötzlich aus dem Walde eine rumänische abgesessene Reiterpatrouille auftauchte, die bei unserem Anblick sich ruhig verhielt. Auch sie hatten offenbar keine Ahnung, was ihnen blühte. Da wir noch ziemlich weit entfernt waren und befürchten mußten, daß sie ihren Irrtum rechtzeitig entdeckten und uns entkamen, wurde auch auf sie das Feuer eröffnet, und nur einer von den vieren blieb am Leben. Er machte — vielleicht aus Angst — keinen Fluchtversuch.

Mittlerweile waren wir auch schon so dicht herangekommen, daß er uns verbleiben mußte. Verständigen konnten wir uns mit ihm vorderhand nicht, und es wurde beratschlagt, was mit ihm zu machen sei. Endlich meldeten sich ein paar von unseren Leuten und behaupteten, reiten zu können. Wir wußten, auf welcher Straße die Kavalleriespitze an-

rückte — die mochte dann sich weiter mit dem Rumänen befassen. Im Wagen konnten wir ihn nicht gebrauchen.

Also, die beiden greifen sich einen Gaul. Der Rumäne besteigt den seinen, wird in die Mitte genommen, und die Kavalkade rückt ab, natürlich bewaffnet bis an die Zähne.

Es wurde für uns jetzt höchste Zeit, die Sprengung vorzunehmen. Als wir zum Gleis kamen, da standen ein deutscher Kürassieroffizier mit zwei Mann, die dabei waren, Sprengkörper unter die Schienen zu legen. Das war natürlich beiderseitige große Freude. Der Offizier war unmittelbar nach der Einnahme von Targul-Jiu als Sprengpatrouille losgeritten, und man hatte ihn schon aufgegeben, weil er zur festgesetzten Zeit nicht zurückgekehrt war. Widrige Umstände und ein großer Umweg, den er wegen plötzlichen Auftauchens feindlicher Kräfte hatte reiten müssen, waren der Grund. Mit uns zusammen konnte natürlich die Arbeit gründlicher und schneller vorgenommen werden, und bald krachten die Ladungen, und die Schienenbrocken flogen umher. Nun mochten die Transportzüge immerhin anrollen, bis nach Craiova kamen sie nicht!

Die Reiter waren natürlich heilfroh, uns hier unten zu finden, vor allem, als sie hörten, daß auch die Kavallerie im Anmarsch sei.

Von der Zeit unseres Eintreffens in Strehaia an waren inzwischen mehrere Stunden verflossen, und es begann dämmrig zu werden, als die aus-

gestellten Posten das Eintreffen des andern Wagens und der Kavalleriespitze meldeten.

Nun konnte die ganze Unternehmung als gelungen, die Erreichung der wichtigen Bahnlinie als vollzogen betrachtet werden. Das war von gewaltiger Bedeutung. Jetzt waren die bei Turn-Severin stehenden feindlichen Streitkräfte ausgeschaltet, sie kamen beim Vorstoß des Infanteriekörpers gegen Filiasu überhaupt nicht mehr in Frage. Ein neuer prächtiger Erfolg unserer Waffe. Natürlich war die Stimmung der Leute, die nun auch ahnten, was los war, sehr gehoben. Hin und her wurde den Nachgekommenen erzählt und das erbeutete Auto gezeigt. Der Führer der Kavalleriestreitkräfte sprach seine höchste Anerkennung für die Leistung aus.

Der D-Wagen fuhr noch einmal los, diesmal ostwärts gegen Filiasu. Als er in das nächste Dorf kam, war auf der Straße viel Volk versammelt, das schreiend auseinanderstob. Aber da waren ja rumänische Offiziere! Ein paar Schüsse in die Luft, die niederträchtigen Gesellen sprangen mitten unter die Weiber. War da Rücksicht geboten? Ein etwas hitziger Schütze, der sein Ziel sicher zu haben glaubte, drückte nochmal los. Ein Offizier brach zusammen, leider wurde dabei eine ältere Frau an der Hand verwundet. Der Führer riß dem Betreffenden das Gewehr sofort hoch, so daß nichts mehr geschehen konnte. Der Vorfall war bedauerlich, aber doch im vollen Umfange auf das schurkische, memmenhafte Benehmen der feindlichen Offiziere zurückzuführen.

Feststellungen konnten wir leider nicht mehr machen, weil die Lage ungeklärt war und die Nacht hereinbrach, so daß wir so schnell als möglich zu unserer Basis, nach Strehaia, zurückkehren mußten.

Dort waren inzwischen die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, den Platz völlig zu sichern. Der E-Wagen hatte die Straßensicherung gegen Filiasu übernommen, nach Westen hin waren Maschinengewehre und Schützen in Stellung, ebenso nach Süden und Norden. Der D-Wagen bezog Ruhequartier; er hatte sich's redlich verdient.

Die Nacht verrann ohne Zwischenfall, aber schon beim Morgengrauen brachte ein Funker eine befremdende Meldung: „Südlich Targul-Jiu in Höhe Sambotimb sind starke feindliche Kräfte im Rücken der Kavallerie aufgetaucht. Ein Panzerwagen sofort zurückkehren, um Feind überraschend anzugreifen."

Das mußten Streitkräfte sein, die von Westen kamen oder in den Bergen versprengt gewesen waren. Sie konnten verheerende Wirkung für unsern Nachschub an Bagage und Train haben.

Die Aufgabe war sehr schwierig; fast zwei Fuß tiefer Schnee war gefallen, und immer noch rieselte es weiß vom Himmel. Aber Schwierigkeiten sind da, überwunden zu werden. Der D-Wagen, für schwierige Fahrten besser geeignet, übernahm die Aufgabe und rollte den gleichen Weg zurück, den er gekommen war.

Mittlerweile fuhr der E-Wagen nach Osten, um weiter gegen Filiasu aufzuklären. Etwa bei Arginesti

hatte er einen Wald zu durchqueren. Plötzlich tauchten in ziemlicher Entfernung an einer Wegebiegung drei reitende rumänische Offiziere auf. Mit sausender Fahrt ging's drauflos, und nun Feuereröffnung. Zwei stürzten sofort mit ihren Gäulen zusammen, der dritte winkte, sein Pferd zurückreißend, mit beiden Armen nach hinten und machte Bewegungen, die nur: „Auseinander — auseinander!" bedeuten konnten. In wenigen Sekunden war der Wagen heran und — zwei Kompagnien Rumänen hatte er vor sich, die in wilder Flucht auseinanderstürmten. Aber die Gewehre waren schußfertig. Sie hielten reiche Beute unter den Feinden. Die wenigen, die entkamen, sind später irgendwo aufgefangen oder haben sich in den Dörfern in Zivilkleider gesteckt und sind unter der Menge der Bauern verschwunden.

Der Wagen fuhr bis nach Arginesti hinein und dingte dort Zivilisten, die ihren Landsleuten das Grab schaufeln mußten.

In Arginesti fanden wir in einem Speicher an der Bahn große Vorräte an Wein, Flaschenbier und Zigaretten, die uns natürlich eine willkommene Beute waren.

Weiter ostwärts ging die Fahrt. Es galt die Brücke zu schützen, die vor Filiasu über den Jiu führt. Leider kam der Wagen zu spät. Die Rumänen hatten uns ein Hindernis gebaut, was die Wirkung unserer Wagen auf sie so recht kennzeichnete. Die Chaussee führt dort durch einen Hochwald. Auf mehr als tausend Meter hatten sie die Bäume gefällt und quer

über die Straße gestürzt. An ein Durchkommen war nicht zu denken. Einer ausgesetzten Patrouille gelang es nicht, die Sprengung der großen Zement-Straßenbrücke, die schon vor mehreren Stunden erfolgt sein mußte, zu verhindern. Wohl aber vertrieb ihr Erscheinen feindliche Sprengpatrouillen von der großen und wichtigen Eisenbahnbrücke, die erhalten blieb. Deutsche Kavallerie erschien gleichzeitig im selben Auftrag und übernahm die Sicherung an der Brücke.

Da inzwischen von Butoesti aus deutsche Kavalleriepatrouillen nach Süden abgeritten waren, um gegen die Donau aufzuklären, wohin unser Wagen wegen wegelosen Geländes nicht folgen konnte, erhielt er den Auftrag, dort, und zwar jenseits des Nebenflusses vom Jiu Sicherung zu übernehmen.

Vorläufig mußten weitere Befehle und vor allem das Ergebnis der Infanteriekämpfe gegen Filiasu abgewartet werden.

Das Ansehen der Wagen bei den anderen Truppen wuchs von Tag zu Tag. Alles rief nach ihnen, wenn irgendwo die Lage gewaltsam geklärt werden mußte. Das war für uns natürlich eine große Befriedigung und Freude.

Not brauchten wir während des Vormarsches nicht zu leiden. Unser Koch briet und schmorte nach Herzenslust und schon zum Frühkaffee standen gebratene Puten oder saftiges Schweinefleisch auf dem Tisch. Gänse hatten wir uns schon leid gegessen.

# Abgestürzt in den Bergen

Unsere Annahme, daß es sich bei den feindlichen Truppen, die südlich Targul-Jiu plötzlich aufgetaucht waren, um Verbände handelte, die von Westen kamen, bestätigte sich.

Es ergab sich eine eigenartige Lage für das Kavalleriekorps Schmettow aus diesem Ereignis, insofern, als das Korps und damit der gesamte Stab von jeder Basis einfach abgeschnitten waren.

Zwar waren funkentelegraphische Meldungen geschickt, aber damit war die Verbindung nicht hergestellt, die dringend erforderlich war, weil jeden Augenblick noch mehr feindliche Kräfte auftreten und die ganzen Operationen vorn gefährdet werden konnten.

Es zeugte damals so recht von dem draufgängerischen Geist des Kavalleriegenerals, der ohne Rücksicht auf sich, völlig ohne jegliches Gepäck, ohne jede Bagage die Fortsetzung der Operationen nach Süden mit allen Streitkräften befahl.

Den Rumänen, die den Überfall auf höheren Befehl machten, was aus späteren Aussagen gefangener Offiziere sich ergab, war es gelungen, die Bagage des

Kavalleriekorps abzudrängen und der Lage die Sicherheit zu nehmen.

Von Süden her war nur, wie vorher erwähnt, unser Panzerwagen gegen den neuen Feind ausgeschickt. Unser Abteilungsführer befand sich damals in Targul-Jiu beim Stabe der Infanterieverbände, um Informationen für die weitere Verwendung der Wagen einzuholen. Auf alle Fälle mußten von ihm die Wagen erreicht werden, irgendwie mußte es geschafft werden. Man wußte, daß Graf Schmettow in Banaio stand, dicht nördlich der Bahnlinie, die nach Filiasu—Craiova führt.

Wichtige Meldungen für die Kavallerie waren mitzunehmen, und am nächsten Morgen ging die Fahrt im Personenauto los.

Ungefähr in Höhe von Carbunesci stieß der Wagen auf Teile der Kavalleriebagage, und v. E. fand dort vor allem den Führer der Stabsbagage des Korps. Von diesem erfuhren wir nähere Einzelheiten über den Überfall der Rumänen und konnten uns nun erst ein klares Bild machen von jenen Vorgängen. Es war ziemlich lebhaft hergegangen, aber tatkräftiger Führung war es gelungen, die Abschnürung zu verhindern und den Rumänen empfindliche Verluste beizubringen. Der Feind hatte nicht klar gesehen und infolgedessen vorzeitig abgebaut, so daß die Gewinnung der Parallelchaussee durch einen Verbindungsweg möglich gewesen war.

Ein Vorfall bei der Affäre war für uns von besonderem Interesse: Als die Rumänen gegen die Ba-

gage vorgingen, kam von Süden aus dem nächsten Dorf ein deutsches, gewöhnliches Lastauto. In Unkenntnis brauste es ruhig die Straße entlang. Als es den Rumänen in Sicht kam, stürmten diese wie besessen davon und ließen Kampf Kampf sein. Es war für alle Beteiligten, die dadurch einen großen Vorsprung gewannen, völlig klar, daß der Feind ein deutsches Panzerauto in dem friedlichen Kriegsfahrzeug vermutet hatte. Spätere Aussagen von gefangenen Offizieren haben dies bestätigt. Der Bagageführer war uns außerordentlich dankbar für die Orientierung, die wir ihm gaben, und wir nahmen Abschied.

Wir fuhren auf der Straße, von der östlich unsere Infanterie nach Süden vorgerückt war, um Filiasu zu erreichen und kamen an einer Stelle vorüber, wo eine feindliche Munitionskolonne durch deutsche Artillerie überrascht und vernichtet worden war. Ein schauriger Anblick, diese Kadaverhaufen und umgestürzten Wagen. Es war in einer tiefliegenden Stelle der Straße unweit eines Dorfes. Die Einwohner standen dabei, ohne sich im geringsten um die Bestattung der Toten zu kümmern.

Durch eine Querstraße, oder besser Weg, erreichten wir gegen Mittag glücklich den Stab des Korps Schmettow, und v. E. hatte eine längere Unterredung mit dem General, der außerordentlich erfreut war, die Verbindung hergestellt zu sehen und endlich genauere Mitteilung über alles zu erhalten.

Er erzählte, daß ein Teil der ihm unterstellten Kräfte, der noch bei der Infanterie und gegen Filiasu

mitgearbeitet hatte, herausgezogen worden sei und seinerseits den Kampf gegen die hereingebrochenen Rumänen aufgenommen habe, so daß eine unmittelbare Gefahr für die Operationen des Korps an der Bahnstrecke nicht mehr bestände.

Näheres über den D-Wagen, der in nördlicher Richtung jene Rumänen überraschend angreifen sollte, war noch nicht bekannt geworden.

Leutnant Cr. hatte damals, wie schon erwähnt, Arginesti bezw. Strehaia verlassen und begann bei ständig stärker werdendem Schneefall seine Fahrt.

Nur mit großer Schwierigkeit konnte sich der schwere Wagen voranarbeiten. Und wenn auch in der Ebene zunächst noch eine hinreichende Schnelligkeit eingehalten werden konnte, so gestaltete sich doch die Auffahrt über die Serpentinen zu einer geradezu fabelhaften Leistung.

Die schon bei der Hinfahrt überquerten Stege und Brücken waren jetzt, wo man ihre Beschaffenheit wegen der hohen und ständig höher werdenden Schneedecke nicht prüfen konnte, eine sehr große Gefahr, und mehreremale gelang die Überfahrt nur durch ganz geschickte Fahrmanöver, so daß der Wagen gewissermaßen über diese wackligen Brücken hinwegsprang. Die Leute schaufelten auf mehrere Meter den Schnee fort, machten die besorgniserregenden Stege frei, so daß der Wagen mit einem Schwung hinübersausen konnte. Allzuoft ließ sich das natürlich nicht machen, weil zu viel Zeit dadurch verloren ging.

Der Zweck des Unternehmens mußte vor allem im

Auge behalten werden und der war, daß sobald als möglich die Ebene südlich Targul Jiu erreicht wurde.

Nach Lage der Dinge war diese Fahrt erheblich gefährlicher als der Vorstoß nach Strehaia. Damals wußten wir unsere eigene Kavallerie im Rücken; wenn wir auch die Basis weit verlassen hatten, so hätte ein gewaltsamer Durchbruch gegen Filiasu uns vielleicht doch, in Verbindung mit der dort kämpfenden Infanterie gebracht. Jetzt lag die Sache anders. Wir zogen nicht aus, um Bahnlinien zu zerstören oder Fernaufklärung zu unternehmen, wir zogen gegen den Feind, von dessen Stärke wir keine Ahnung hatten, und der jeden Augenblick irgendwo vor oder neben uns auftauchen konnte mit neuen Verbänden; denn wir vermuteten, er komme vom Westen, und da lag die Möglichkeit einer gleichen Streife weiter südlich des jetzigen Angriffspunktes so nahe, daß äußerste Vorsicht geboten war.

So lange unser Wagen intakt blieb, war ja wenig zu befürchten, denn wir wären den Rumänen an jeder Stelle völlig überraschend gekommen und würden sicherlich, nach unseren bisherigen Erfahrungen, zum Beispiel in rumänischen Infanterieverbänden eine Panik hervorgerufen haben.

Wenn nur nicht die Schwierigkeiten von Minute zu Minute gewachsen wären. Es war bitterkalt und je höher wir hinaufkamen, um so mehr sank die Temperatur und nahm die empfindliche Wirkung des Schneetreibens zu. Der Fahrer mußte sich von Zeit zu Zeit von dem zweiten Fahrer ablösen lassen, um

sich durch Klopfen und Reiben wieder etwas zu erwärmen.

Schließlich waren die Wege im Schnee nicht mehr zu erkennen, und das war die größte Schwierigkeit. Wenn bis dahin wenigstens keine Gefahr bestanden hatte, daß wir von der festen Fahrstraße abkamen, so hingen wir jetzt bald hier, bald dort am Abgrund, und die Stimmung der Leute wurde derartig niedergedrückt durch all diese widrigen Umstände, daß es der ganzen Kunst des Führers bedurfte, um die Schlagfertigkeit der Besatzung und ihre Freudigkeit zu erhalten. Leutnant Cr. hat nachher oft erzählt, daß ihm manchmal „schwummerig" geworden sei.

Aber das Maß der Leiden war noch nicht voll. Eine Serpentinenkurve von besonderer Enge mußte genommen werden. Der Wagen kam mit den Hinterrädern ins Rutschen, und es half alle Geschicklichkeit des Führers nichts, er stürzte ab, ungefähr da, wo der höchste Punkt des Bergrückens erreicht war.

Die Lage war verzweifelt und konnte in ihren Folgen gar nicht übersehen werden. Links und rechts, in einiger Entfernung waren höhere Bergkuppen, ebenso vor uns.

Es mußten Sicherungen aufgestellt werden auf alle Fälle; noch wichtiger war das Flottmachen des Wagens. Es hieß handeln so schnell als möglich, denn jede Minute war kostbar, jede noch so geringe Verzögerung konnte verhängnisvoll werden. Die Wachen wurden ausgestellt, Maschinengewehre an einer günstigen Stelle der Straße aufgebaut und besetzt, und

der Rest der Mannschaft machte sich mit Eifer an die Arbeit, den Wagen herauszubringen.

Mit Winden, Hacken und Spaten wurde gebuddelt, Baumstämme wurden so leise als möglich zu Fall gebracht, aber mühsam — mühsam war alles Arbeiten. Immer wieder versagten die Hände in der grimmigen Kälte, und die Schwierigkeiten, die zu beheben waren, stellten sich als weit größer heraus, als wir zuerst angenommen hatten. Zudem begann es, langsam dämmerig zu werden.

Fieberhaft arbeiteten die Kerls. Jetzt waren die Vorbereitungen zu Ende. Der Motor ratterte — Vollgas — ein Zittern ging durch den Stahlleib des Wagens — knirschend und krachend setzten die Räder ein — er kam. Schon glaubten wir's erreicht zu haben, da brach ein Stamm in der Unterlage, und weit gefährlicher und tiefer als zuerst saß der Koloß wieder im Grunde fest.

Zähneknirschend ging's wieder an die Arbeit. Es mußte geschafft werden und mochte die Nacht dabei vergehen.

Und wieder wurde gewunden, gestemmt, geschuftet.

Die Posten auf den Bergen und auf der Straße wurden stündlich ausgewechselt, damit sie nicht verfroren, und endlich gegen Mitternacht war das schwere Werk getan. Wieder ratterte der Motor, und nun gelang es, der Wagen kam auf die Straße.

Ein Seufzer der Erleichterung hob jede Brust, daß die Arbeit bei stockfinsterer Nacht vorbei war.

An ein Weiterfahren war nicht zu denken, und der Führer kam zu dem Entschluß, daß überhaupt das Unternehmen seinen Zweck infolge der langen Verzögerung eingebüßt habe und er deshalb richtiger zurückführe.

Die Nacht über wurden die Straßenposten eingezogen und durften sich in den Panzerwagen setzen und dort abwechselnd an den Gewehren wachen. Auf die Weise war der Wagen eine kleine Festung, zumal die Posten auf den Bergen weiterhin Ausschau hielten, daß kein Überfall uns überrumpelte.

Endlich war die bange Nacht herum, und gegen Morgengrauen ließ auch das Schneetreiben nach und hörte beim Antritt der Rückfahrt ganz auf.

Vorsichtig rollte der Wagen die Strecke wieder hinunter, die er gekommen war.

Wieder gab es hundert angstvolle Augenblicke, wo man den Boden schwinden fühlte unter den Rädern, aber es ging gut diesmal. Der Wagen kam in die Ebene und erreichte gegen Mittag die Bahnlinie und den anderen Wagen.

Wenn auch die Fahrt keinen Erfolg gezeitigt hatte und der Zweck nicht erreicht war, den man ursprünglich verfolgte, so ergaben sich doch gerade aus diesem Unternehmen so unendlich viel wissenswerte und interessante Momente in bezug auf die Leistungsfähigkeit unserer Fahrzeuge, daß sie für uns außerordentlich wertvoll war. Die Zurücklegung der Strecke unter den geschilderten Umständen wäre in ihrer Ausführbarkeit von Fachleuten sicherlich bestritten worden;

selbst für leichte Personenwagen mit starken Maschinen würde eine solche Leistung eine glänzend bestandene Brauchbarkeitsprüfung gewesen sein.

In Arginesti hatte der E-Wagen inzwischen seinen Posten als Brückenwache und Sicherung gegen Süden weiter versehen; er stand bei der Rückkehr des D-Wagens noch an der alten Stelle. Dieser bekam nun in A. erst einen halben Tag Zeit für die notwendigsten Ausbesserungsarbeiten, denn er war durch die Bergfahrt arg mitgenommen.

Jetzt konnte auch endlich daran gegangen werden, den erbeuteten kleinen rumänischen Wagen herzurichten, der toll aussah.

Aber der Stolz über die Beute und das Interesse daran, den Wagen wieder fahrbar zu haben, ließ die Fahrer nicht ruhen, und gegen Abend schon wurden auf der Straße die ersten Versuche unternommen. Das Vehikel war recht und schlecht wieder im Lot.

Am Mittag desselben Tages fuhr der Abteilungsführer von Banaio wieder los, um seine Wagen zu erreichen, und nahm in Arginesti die hochinteressanten Meldungen von den beiden Wagenoffizieren entgegen.

Die Reise von Banaio nach Arginesti führte durch Gelände, das nur von unserer Kavallerie im Vormarsch durchquert, sonst aber keineswegs erkundet — geschweige denn gesichert war. Große Waldungen mußten durchfahren werden, in denen tags darauf noch mehrere rumänische Patrouillen abgefaßt wurden, die versprengt waren, und die für das völlig

ohne Deckung fahrende Auto immerhin eine ziemliche Gefahr bedeuten konnten.

Nun galt es, über die weitere Verwendung der Wagen zu beraten und eine Möglichkeit ausfindig zu machen, die Wagen nach Filiasu hinüber zu bringen, das inzwischen von der Infanterie genommen war, die auf Craiova, diesen wichtigsten Eisenbahnknotenpunkt in der Großen Walachei, losmarschierte.

Die Straßenbrücke war gesprengt und konnte nicht wiederhergestellt werden, weil sie strategisch nicht mehr von Bedeutung war. Die große Barrikade, der gefällte und über die Straße gestürzte Wald, war von einer herangezogenen Pionierkompagnie beseitigt, und man konnte die Verhältnisse nun genau prüfen.

Die einzige Möglichkeit bestand darin, die Wagen über die Eisenbahnbrücke zu bringen.

Diesem Plan stellten sich die allergrößten Schwierigkeiten zwar entgegen, aber er war nicht unausführbar. Es mußte eine Zuwegung zum Bahnkörper von der Chaussee einmal diesseits, einmal jenseits der Brücke geschaffen werden.

Zwei vorhandene Feldwege, die zu Bahnwärterhäuschen führten, gaben eine willkommene Grundlage für die Ausführung. Es fragte sich nun nur, ob die Wagen nicht zu sehr leiden würden, wenn sie die immerhin doch fast drei Kilometer lange Strecke auf den Schwellen fahren würden.

Diese Bedenken mußten gegen die Notwendigkeit unseres baldigen Wiedererscheinens an der neuen Kampffront im Raume Craiova zurücktreten, und der Entschluß, den Transport über den Bahnkörper zu bewerkstelligen, wurde gefaßt.

Der Abteilungsführer fuhr am Nachmittag nach Banaio zurück, um die erhaltenen Meldungen dem Korpsstab zu überbringen und gleichzeitig alles andere dort zu bereden.

Der Stab hatte Quartier auf dem einzigen, größeren Gutshof bezogen, und wir fanden in einer kleinen Bauernhütte nicht weit davon Unterkunft. Das ganze Gebäude bestand aus einem hölzernen Vorbau und zwei Räumen von vielleicht je 2½ Meter im Geviert. Eigentlich waren es drei Räume, denn zwischen den beiden „Sälen" lag eine Art Küche, die einen Rauchfang nach oben besaß und eine Feuerstelle, die beide Räume mit Wärme versorgte, wie man in Rumänien eigentlich überall diese indirekte Feuerung verwendet fand.

Die Küche des Stabes versorgte uns zum Abend mit einer ausgezeichneten Bohnensuppe; Wein hatten wir noch im Auto, und warm war's auch — also herrlich und freudevoll war solch ein Leben für einen Soldaten! Zumal wir unsere Leute in Arginesti und Butoesti in guten Quartieren wußten. Sie hatten sich aus Targul ein Grammophon mitgenommen, und als wir dort fortfuhren, ging's fidel her in den Quartieren.

v. E. verweilte am späten Nachmittag noch längere Zeit beim Grafen Schmettow, und der General hatte wieder Gelegenheit, das schneidige Vorgehen der Wagen und die ausgezeichnete Zusammenarbeit mit seiner Kavallerie, die so manchen sonst sicher unvermeidlichen Verlust an Menschenleben erspart hatte, lobend anzuerkennen.

## Ueber die Schienen nach Craiova

Am nächsten Morgen wurden von den Wagenbesatzungen die Vorbereitungen zum Abtransport über den Bahnkörper getroffen. Zum Glück war der Boden über Nacht etwas gefroren, und es stellte sich heraus, daß der Feldweg, der diesseits der Brücke zu dem Bahnwärterhäuschen führte, zur Not in seinem jetzigen Zustand für die Überwegung taugte.

Ebenso war's auf der anderen Seite der Brücke. Ein paar Schotterhaufen, die man dort an der Bahn fand, wurden in einige Löcher und schlechte Stellen geworfen, und es war möglich, durchzukommen. — Also los!

Zunächst die leichten Lastwagen, die inzwischen nachgekommen waren.

Unendliche Mühe bereitete es, die Wagen über die Schienenstränge zu bekommen, aber mit Hilfe der Wagenwinden gelang es endlich. Der rumänische Bahnwärter, der auf seinem Posten geblieben war, zeigte ein bewundernswertes Verständnis für unser Vorhaben. Als wir nämlich die Stelle besichtigt hatten, wiesen wir bei unserm Planen auf einen Baum hin,

der uns im Wege stand und den wir am nächsten Tage fällen wollten. Vielleicht hat er aus unsern Gesten gemerkt, um was es sich handelte. Jedenfalls war, als wir mit den ersten Wagen an dem Ort ankamen, der Baum bereits gekappt und entfernt. Der Mann half uns dann auch bereitwilligst, ganz gegen die sonstigen Gewohnheiten seiner Landsleute, bei unserer Arbeit.

Als wir die drei Wagen glücklich in Fahrt auf den Schwellen hatten und zurückkehrten, traf uns eine schmerzliche Nachricht.

Der Befehl zur Sicherung der Bahnstrecke nach Süden war für den E-Wagen aufgehoben, und er hatte das Dorf zu erreichen versucht. Die Schneedecke verwehrte dem Fahrer den genauen Überblick über den Zustand des Weges, und der Wagen brach beim Verlassen der Brücke ein.

Nach langem Arbeiten war es zwar gelungen, das Fahrzeug flott zu machen, aber ein unheimliches Getöse in der Maschinerie verriet sofort einen schweren Defekt.

Eine Hauptwelle in der Maschine war gebrochen, und damit war der Wagen ausgeschaltet, denn die Reparatur konnte von uns nicht ausgeführt werden.

Das war eine bittere Tatsache, mit der wir uns abfinden mußten; die Kampfkraft der Abteilung war auf ein Drittel herabgeschwächt.

Wir beschlossen, den Wagen in Arginesti stehen zu lassen, von der nächsten Station einen Eisenbahnwaggon zu holen und den Wagen zu verladen.

Es stand zu erwarten, daß in nächster Zeit der Abtransport auf irgendeiner Strecke nach Klärung der Verhältnisse möglich werden würde.

Der D-Wagen sollte noch bis zum nächsten Tage in Arginesti bleiben, zusammen mit dem kleinen erbeuteten rumänischen und dem Personenwagen, um dann zu folgen, weil die Lastwagen immerhin einen gewissen Vorsprung gebrauchen konnten, zumal es doch dunkel wurde, bis sie jenseits der Brücke auf die Straße kamen.

Es war auf der Bahn alles ganz glatt verlaufen, und es gab ein urkomisches Bild, wie die Wagen immer von Schwelle zu Schwelle hopsten, wie wenn sie lahm wären.

Der Abteilungsführer war inzwischen nach Targul zurückgekehrt, um die schwere Bagage, Werkstatt- und Gerätewagen nach Filiasu zu befehligen, weil wir ihrer dringend bedurften.

Diese Wagen und ihre Besatzung hatten eine gewaltige Leistung hinter sich, die nicht unerwähnt bleiben darf.

Von Petroseny aus, wo sie damals verblieben waren, als Bumbesti fiel, waren sie durch den völlig vereisten und verschneiten Szurdukpaß nachgerückt.

Mit den eisenbereiften Rädern war auf den spiegelglatten Straßen nur schrittweises Vorkommen möglich. Die Schneeketten, die zunächst noch ihre Dienste taten, versagten hinterher, weil sie sich nicht mehr in die harte Eisdecke eindrückten und einfach zerrissen.

Mühselig krochen die Wagen voran; links und

rechts marschierte einer von der Besatzung und warf Schritt für Schritt ein Kettenende unter das Rad, damit dieses Widerstand fand und sich weiterbewegen konnte. Sobald die Kette überwunden war, schleiften die Eisenreifen wieder auf dem Eis, und erst erneutes Unterwerfen der Kette bewegte den Wagen einen Schritt weiter.

Zweimal vierundzwanzig Stunden, mit sechsstündiger Nachtruhe, dauerte die Fahrt durch den dreißig Kilometer langen Paß bei bitterster Kälte, ohne die Möglichkeit, am Abend ein warmes Quartier zu beziehen oder auch nur ein warmes Essen zu bekommen; denn zum Kochen bot sich auf der Paßstraße keine oder doch nur sehr beschränkte Möglichkeit. Meist waren die Leute auch viel zu müde, um einen Teil ihrer kargen Nachtruhe für die Herrichtung eines Essens zu opfern. Sie waren froh, wenn sie in irgendeiner Hütte unterkommen und schlafen konnten.

Das sind Arbeiten, die von der schweren Bagage geleistet werden, die zumeist von Fernstehenden nicht anerkannt werden, weil sie mit den großen Ereignissen nicht in augenscheinlichem Zusammenhang stehen; aber die Arbeiten sind für das Gesamtgelingen eines großen Unternehmens unerläßlich notwendig, und sie sind gewaltig; und die Ausdauer und die zähe Energie, die zu ihrer Durchführung gehören, können nicht genügend betont werden.

In Targul-Jiu hatte die Mannschaft sich bei ruhiger Werkstattarbeit inzwischen einige Tage erholen können, und als der Abteilungsführer hinkam,

war alles abmarschbereit und setzte sich sofort auf Filiasu in Bewegung.

Oberleutnant v. E. folgte einige Stunden später im Personenauto und überholte die schwere Kolonne bald, die am Abend Filiasu zu erreichen hoffte.

Mittlerweile waren die Operationen vor Craiova überraschend weit fortgeschritten, und die deutschen Truppen standen unmittelbar vor dieser wichtigen Stadt. Jeden Augenblick konnte sie in unseren Besitz gelangen. v. E. fuhr daher sogleich über Filiasu hinaus auf Craiova zu, um sofort zur Entgegennahme von Befehlen zur Hand zu sein, da am nächsten Tage auch der D-Wagen dort sein konnte.

Vor Craiova bot sich ihm, ehe er die vordersten Truppen erreicht hatte, ein unangenehmes Hindernis. Der Jiu muß dort überquert werden, und die Rumänen hatten die Brücke gesprengt.

Das Wasser ist ziemlich seicht an der Stelle, aber eine eigentliche Furt ist nicht vorhanden.

Die Straße lag vollgepfropft von Fahrzeugen aller Art, die auf die Fertigstellung der Brücke, an der Pioniere fieberhaft arbeiteten, warteten.

Da half kein langes Überlegen. Der Bursche wurde vorgeschickt, und mit einer ziemlich verbissenen Miene probierte er den Wasserstand aus und tappte durch das knietiefe Flußbett. Es mußte gehen. Der Wagen fuhr über die Wegböschung hinunter, kam glücklich bis an das jenseitige Ufer und — saß im tiefen Flußsand fest. Eine peinliche Lage. Dringende Meldungen vorschützend, gelang es v. E., ein paar Gespanne zu

bekommen. Zwanzig Pioniere und die Wageninsassen faßten mit an die langen Stricke, die man an den Wagen gebunden hatte, ein Anziehen — ein Halloh und sieh — der Wagen war oben, und die Fahrt konnte weiter gehen. Im Kriege hilft halt jeder dem andern, wenn es irgend möglich ist.

Craiova war eingenommen, und unser Führer war mit unter den ersten Truppen, die einrückten.

Die Flußdurchquerung lohnte sich ganz bedeutend. Es konnte für die Abteilung ein geradezu fürstliches Quartier belegt werden, was uns auch nur einen Tag später unmöglich geworden wäre. Eine Villa eines Groß-Bojaren, der einige Kilometer entfernt ein riesiges Gut besaß, wurde zur Wohnung bestimmt. Für die Leute standen im unteren Teil des Palastes drei riesige Räume zur Verfügung. Die oberen Räume boten Platz genug für die Offiziere.

Die Frau des Besitzers war anwesend und stellte bereitwilligst ihr Besitztum zur Verfügung. Sie sprach übrigens ein fließendes, korrektes Deutsch, wie man es in Craiova gerade sehr viel fand.

Unsere Wohnräume verdienen beschrieben zu werden.

Da war zunächst eine große Diele mit ausgezeichneter elektrischer Beleuchtung, die beim Einzug unserer Truppen noch intakt war; links davon war ein sehr elegant, wenn auch reichlich geschmacklos eingerichtetes Wohnzimmer, dessen Hauptvorzug in mehreren schweren Lederfesseln bestand. Dann stand in dem Stockwerk für je zwei Offiziere ein Schlaf-

zimmer zur Verfügung und außerdem waren zwei Badeeinrichtungen vorhanden. Alles in allem ein Luxus, den ein Feldsoldat zwar mit dem nötigen Gleichmut hinzunehmen, aber doch auch gebührend zu schätzen versteht. Besonders das Bad — ja das Bad war etwas, was einen jeden von uns das Gegenteil von einer Gänsehaut überlaufen ließ; diese Aussicht — so mal zehn Minuten lang ganz still im warmen Badewasser liegen zu können — herrlich!

Ein großer, gepflasterter Platz war rings um das Haus, und, was uns eine Hauptsache war, einen ganz modern eingerichteten Automobilstall besaß der Bojar. Zwar hatte er seine Wagen mitgenommen — wir fanden nur noch einige gute Gummidecken; aber die Werkstatt besaß eine Drehbank mit Elektromotorantrieb, und da konnten unsere Leute mit der Staffel schaffen, soviel sie Lust hatten. Der Raum ließ sich außerdem heizen, und wir waren sehr froh, das alles gefunden zu haben.

v. E. traf am nächsten Tage den Grafen Schmettow, der schon von unserem Quartier gehört hatte und unsern Führer fragte:

„Nun, wie sind Sie mit dem Quartier zufrieden?"

„Danke, Exzellenz, bescheidenen Ansprüchen, wie den unseren, genügt es."

Darob natürlich schallendes Gelächter bei dem General und seinen Herren.

Als gegen Mittag noch immer keine von den Lastwagen zur Stelle waren, wurde die Sache allmählich

besorgniserregend, und man mußte annehmen, daß irgendetwas geschehen sei unterwegs.

Immerhin warteten wir bis zum Abend — dann aber half es nichts, es mußte Klarheit geschaffen werden. Das Personenauto wurde angespannt, und v. E. fuhr rückwärts, sich nach der Staffel umzusehen.

Bis Filiasu nichts zu sehen, außer den leichten Lastwagen, die von Arginesti kamen und deren Führer schon kurz hinter Craiova auf den Abteilungsführer gestoßen war. Die würden ihr Ziel bald erreicht haben.

Aber wo war die schwere Staffel? Kurz hinter Filiasu fanden wir sie.

O ihr rumänischen Brückenbauer — wenn alle Flüche, die euretwegen in jener Zeit getan worden sind, auf euere Häupter gekommen wären, ihr würdet eures Lebens nicht mehr froh werden. Der schwere Werkstattwagen war mit dem Hinterteil auf einer Flußbrücke eingebrochen und hing wie ein Ertrinkender nur noch mit den Vorderrädern an einem Balken.

Die Werkstattmannschaft arbeitete schon den ganzen Tag und die letzte Nacht, die Panne zu beheben, aber vergebens; es schien unmöglich, und es war unmöglich, mit den paar Leuten den Übelstand zu beseitigen.

Da fand der Abteilungsführer, zu dem die Leute natürlich wie zu einem rettenden Engel emporblickten, einen Ausweg, um ausreichende Hilfe zu bekommen.

In dem Dorf war eine Gefangenensammelstelle eingerichtet. Die zweihundert Mann mußten her.

Ein Korpsbefehl, das Verkehrshindernis unter allen Umständen zu beseitigen, wurde vorgezeigt, und alles war sofort gefügig. Eine Kraftwagenkolonne, die auch in dem Ort lag, stellte ihre verfügbaren Mannschaften, ungefähr zwanzig, und nun schaffte es.

Gegen Morgen war das Werk getan. Der eingebrochene Wagen war vom Flußbett aus unterbrückt worden, und fünf Lastwagen und alle verfügbaren Menschen zogen den schweren Koloß auf die Straße.

Seltsamerweise war die Maschine völlig in Ordnung geblieben, und gegen Nachmittag war die Fahrt nach Craiova beendet.

Am Abend traf auch der D-Wagen ein, und es konnte wieder über alles verfügt werden. Die Schäflein waren wieder beieinander. Schmerzlich vermißt wurde nur der E-Wagen, aber daran ließ sich nun mal nichts ändern.

Eine Besprechung über den Zustand der sämtlichen Wagen ergab, daß zwei Tage erforderlich waren, um alles wieder in Kampfbereitschaft zu versetzen, und der Abteilungsführer bat beim Grafen Schmettow um diese Frist, indem er ihm gleichzeitig von den ausnehmend günstigen Arbeitsverhältnissen sprach, die sich uns hier boten und die wahrscheinlich in absehbarer Zeit nicht wieder so kommen würden. Natürlich erklärte sich der General einverstanden, zumal die Gesamtoperationen augenblicklich vornehmlich von der Infanterie im Norden beeinflußt wurden, die um Slatina im Kampf lag, das eine harte Nuß zu werden schien.

Auf dem Rückweg zu uns hatte v. E. eine bemerkenswerte Begegnung mit Exzellenz von Falkenhayn, der sich über die bisherigen Unternehmungen der Wagen eingehend Bericht erstatten ließ.

Bei der Gelegenheit erfuhr der Führer am Nachmittag alles Nähere über das, was dem Panzerwagen an Aufgaben für die nächste Zeit bevorstand. Natürlich war aus ihm mit dem besten Willen und mit allen Schikanen nichts herauszudrücken.

Nur ein verheißungsvolles Lächeln und ein paar gleiche Worte, wie: „große Dinge", „gewaltige Aufgaben" und „Sie werden ja sehen". Manchmal waren wir tatsächlich ärgerlich über sein Zugeknöpftsein, aber was wollte man machen. Er sagte eben nichts.

Der kleine erbeutete Wagen wurde in der Werkstatt umgebaut; d. h. er bekam einen anderen Aufbau, den wir im Stall einer Villa nebenan fanden. Nun sah er geradezu phänomenal aus. Vorn zwei Sitze, dahinter, quer in Holzunterstützungen liegend, ein 100-Liter-Reservebehälter für Benzin und dann schräg nach hinten abfallend ein Kasten für Gepäck, Munition und Vorrat — das ganze mit einer blaugrünen Farbe gestrichen. — Es war Schnitt in der Aufmachung. Er wurde allgemein angestaunt, weil er einzig in seiner Art war, und die Kenner sprachen ihn als Typ 1917 an.

In der Werkstatt wurde damals fieberhaft gearbeitet, denn der Termin mußte innegehalten werden, und zwei Tage sind schnell vorüber, wenn's so viel zu schaffen gibt wie damals in Craiova.

Die Abende im Quartier waren unten wie oben recht hübsch. Die Leute ließen ihre Grammophone spielen, und tanzen läßt sich's auch ohne das schöne Geschlecht. Dann wurden alle Leute abwechselnd ins Bad gesteckt, nach dem sie sich schon lange gesehnt hatten, und wenn's auch Arbeitstage waren, Erholung waren sie doch für alle Beteiligten. Die Stadt bot im übrigen auch des Abends noch viel des Interessanten; das Straßenbild war farbenprächtig, weil sehr viele Einwohner dageblieben waren. Die Geschäfte waren geöffnet, Wirtschaften und Kaffeehäuser in Betrieb, und die kleinen Rumäninnen hatten sehr bald die Scheu vor den „Barbaren" verloren und versicherten immer wieder: „Deitscher Soldat — serr gutt."

## Verbindung mit der Mackensen-Armee hergestellt! — Rosiori de Vede

Die Aufklärungen südlich der Bahnlinie nach Craiova hatten günstige Ergebnisse gehabt, und mit Macht drängte nun die Kavallerie auf Caracal, das nächste Ziel, zu. Die Rumänen waren weiter nördlich im Brückenkopf von Slatina in erbitterte Kämpfe verwickelt, und unsre Infanterie und schwere Artillerie hatten dort schwere Arbeit. Vielleicht gelang es der Reiterei, die Altbrücke bei Caracal zu erreichen, ehe die Rumänen diese sprengen konnten. Das würde einen ungeheuren Gewinn bedeutet haben und von größtem Einfluß auf den Altübergang der gesamten deutschen Streitkräfte werden. Es konnten dann die rumänischen östlich der Alt in Verteidigung liegenden Kräfte von Süden gefaßt und aufgerollt werden, wenn sie nicht schon vorher, unter dem Druck von Süden, Slatina frei gaben.

Und der Plan gelang in vollem Umfange. Caracal wurde von der Kavallerie gerade noch rechtzeitig genug erreicht, so daß eine Zerstörung der wichtigen Überbrückung verhindert blieb. Nur eine geringfügige

Sprengung gelang den feindlichen Nachhuten, die überrascht und unschädlich gemacht wurden. Die eine Hälfte eines Jochs war fortgerissen, aber die verbleibenden Balken waren noch so weit intakt, daß die Ausbesserung in wenigen Stunden bewältigt war. Ein günstiger Umstand spielte dabei mit, der nämlich, daß unmittelbar neben der Brücke ein großes Holzlager war, dem man die erforderlichen Bohlen und Bäume in Fülle entnehmen konnte, ohne erst auf den Nachschub warten zu brauchen.

Wenn man sich über die Gesamtanlage des deutschen Feldzuges gegen Rumänien ein einigermaßen klares Bild machen will und von dem Zeitpunkt ausgeht, wo im Roten Turm- und Szurdukpaß die Operationen in Fluß kamen und der Vormarsch nach Süden angetreten wurde, so wird man jetzt sehen, daß sich allmählich der konzentrische Druck auf Bukarest geltend macht, der von den beiden erwähnten Armeegruppen ausgeübt wurde.

Die leichten Streitkräfte, zu denen wir gehörten, hatten, in weit ausholender Verfolgung vorstoßend, jegliche Verbindung der Hauptstadt mit dem rumänischen Westen abgeschnitten durch die Unterbindung der Bahnlinien, und die Rote Turm-Armee stand mit ihren Spitzen in Fühlung mit dem linken Flügel unserer Infanterie, die ihre Hauptkraft vor Slatina versammelt hielt. Der Druck nach Süden wurde jetzt hinfällig — die Angriffsrichtung blieb der Osten, dem nun die Heere zustrebten.

Gleichzeitig hatten Teile der Mackensen-Armee die

Donau übersetzt und rückten auf Alexandria. — Das gegebene Ziel für uns war daher Rosiori de Vede. Im Raume dieser Stadt mußte die Verbindung mit der Mackensen-Armee hergestellt und der große Ring um Bukarest geschlossen werden.

Als wir mit dem D-Wagen in Caracal anlangten, war die Kavallerie mit den Radfahrern schon vor Rosiori de Vede vorgerückt, und wir fuhren nach kurzem Aufenthalt von Caracal sogleich weiter.

Sehr vorsichtig mußte die Brücke überquert werden; es geschah kein Unglück, und nun ging's die schnurgerade Straße nach Draganesci hinunter, wo der Weg dann scharf rechts abbiegt, um am Höhenzug entlang auf Mihaesci zuzuführen. In diesem Dorf erreichten wir den Korpsstab und erfuhren die Einzelheiten des Kampfes.

Rosiori war noch nicht genommen. Zwar war schon eine Schwadron in der Stadt gewesen, hatte aber wieder abziehen müssen, weil starke Kräfte sie bedrängt hatten. In einer Verteidigungsstellung erlebte sie dann das seltene Bild einer Reiterattacke, die auf sie geritten wurde. Friedens- und parademäßig waren sie gekommen, die Rumänen — zusammengeschossen mit schwersten Verlusten brach die Attacke zusammen.

Leider war einer starken Patrouille unserer Ulanen, die, von Mihaesci kommend, erkunden wollte und von der Schwadron nichts wußte, übel mitgespielt. Sechs Reiter liegen am Ausgang des Städtchens begraben. Ein Birkenkreuz schmückt den Hügel.

Es war für uns wertvoll, noch am Abend vor der Dunkelheit die Verhältnisse der auf Rosiori führenden Angriffswege kennenzulernen, und wir Offiziere setzten uns mit dem Personenwagen in Marsch, um möglichst bei der Gelegenheit auch noch mit dem im letzten Dorf vor Rosiori liegenden Divisionsführer zu besprechen, in welcher Weise der Angriff am nächsten Tage vor sich gehen sollte.

Wohlbewaffnet fuhren wir zunächst in gerader Linie auf die Stadt los. Die Straße war ausgezeichnet, und wir rechneten damit, in Kürze auf unsere Truppen zu stoßen. — Nichts dergleichen geschah. Die Dunkelheit war inzwischen hereingebrochen, und das hatte bewirkt, daß wir, dem Verlauf der Hauptstraße folgend, eine Wegkreuzung übersahen und zu weit nach Süden kamen und schließlich in einem von unseren Truppen gar nicht berührten Örtchen landeten, wo wir unsres Irrtums gewiß wurden. Zu unserm Glück gelang die Rückkehr ohne Zwischenfall; denn wie leicht hätte es geschehen können, daß wir arglos in die rumänische Linie hineingefahren wären.

Als wir nach Erledigung unseres Vorhabens nach Mihaesci zurückkamen, war die Mannschaft schon gut untergebracht und hatte auch schon von der Feldküche Tee bekommen. Der Panzerwagen stand auf dem großen Dorfplatz, auf dem Artilleristen und Jäger riesige Feuer angezündet hatten, um die sie mit unsern Leuten rauchend und redend saßen — ein hübsches Kriegsbild, das einer gewissen Romantik nicht entbehrt, und das man bei unsern Truppen selten, bei den

Österreichern hingegen um so öfter findet. Im Paß bei Cainenii und auch im Szurdukpaß und südlich davon fand man häufig so biwakierende österreichische Kolonnen.

In der Frühe erreichten wir das Dorf vor Rosiori de Vede, und der Panzerwagen — dann folgend ein Radfahrbataillon und Maschinengewehr-Automobilkolonnen — stellten sich zum Angriff auf Rosiori bereit. Unser Führer hielt sich bei den Radfahrerkolonnen und ihren Offizieren mit seinem Auto, und das Panzerauto stieß als Vortrupp in die Stadt. — Auftragsgemäß durchfuhr es den Ort sofort bis zum Marktplatz und sicherte dann nach allen Richtungen. Der Feind war wieder abgezogen.

Wichtige Beute belegte der Panzerwagen auf dem Bahnhof als erster mit Beschlag — viel rollendes Material, Lokomotiven und nicht zuwenigst ein Benzinlager von mehreren großen Standballons sowie nennenswerte Petroleummengen.

Das Benzin war mittlerweile ein stark begehrtes Etwas geworden. Die Leitung hatte ganz richtig mit der Erbeutung größerer Mengen gerechnet und alles was Auto fuhr, schickte seine Wagen sofort zum Bahnhof, um dort die eigenen Behälter nachzufüllen. Es gab in Hülle und Fülle, und ein kleiner Streit der zunächst um den Vorrang beim Einnehmen entbrannte, war schnell geschlichtet, als ein Findiger von unserer Gesellschaft einen großen Tank entdeckte, der mehrere tausend Liter bestes Leichtbenzin enthielt.

Rosiori bot bald ein buntes Bild. Wir hatten

Quartier in zwei Häusern gemacht, von denen eins einem rumänischen Stabsveterinär gehörte, der natürlich geflohen war.

Der Panzerwagen hatte inzwischen eine interessante Aufgabe zu lösen. Er sollte die Verbindung mit den Patrouillen der Mackensen-Armee herstellen, die von Alexandria auf uns im Marsch waren, und gleichzeitig sollte er gegen Sfintesti aufklären, damit unsere Truppen nachstoßen konnten.

Er traf unterwegs nur flüchtende rumänische Reiter, die zu beschießen wenig Zweck gehabt hätte und setzte seine Fahrt südostwärts fort.

In Höhe des Dörfchens Peretu sichtete er voraus plötzlich einige Reiter. Sie selbst für Feinde haltend, setzte er höchste Fahrt an und sauste auf die Gruppe los, die zunächst Reißaus nahm, dann aber hielt, scheinbar die Zwecklosigkeit ihres Unterfangens einsehend.

Da entdeckte der Führer, daß es sich um deutsche Reiter handelte, die mit dem Revolver in der Hand ruhig das Kommen des Autos abwarteten. Er konnte das durchs Scherenfernrohr genau beobachten.

Der Wagen hielt, und der Führer stieg aus und winkte mit einer Fahne den Reitern zu. Daraufhin sah man deutlich, wie auch sie ihre Gläser zur Hand nahmen und dann auf uns zukamen. Wir fuhren ihnen natürlich entgegen, und es gab ein herzliches Begrüßen.

Das war im rumänischen Feldzug ein bedeuten-

der Augenblick, die Herstellung der Verbindung mit der Mackensen-Armee. Es handelte sich um eine Offizierpatrouille der Kavalleriedivision von der Goltz, und zwar von der Brigade Kauffmann.

Die Aufgabe war gelöst und bestens gelungen.

Hohe Freude erregte diese Nachricht im Korpsstab, und unsere Leute waren auf diesen neuen Erfolg berechtigterweise sehr stolz.

Da sich nun allmählich die Aufstellung der Truppen östlich Rosiori de Vede vollzog, hatte der Panzerwagen für den späteren Nachmittag Ruhe, zumal ihm für den nächsten Vormittag die Aufklärung nach Norden, entlang der Bahnstrecke, die nach Pitesci führt, zufiel, auf die er sich vorbereiten mußte.

Zu diesem Zeitpunkt erschien bei uns plötzlich der erste Adjutant des Korps und stellte an unsern Führer die zunächst mystisch klingende Frage: „Sind Sie abkömmlich?" — „Nein," war natürlich die Antwort. „Sie sind aber ins Kriegsministerium kommandiert und Sie müssen sich Ihre Antwort genau überlegen."

Natürlich ließ sich eine Abkömmlichkeit wohl formulieren, zumal nur ein Panzerwagen mehr in Frage kam. Aber trotzdem wirkte doch dies Verlangen grade in diesem Augenblick entsetzlich lähmend für den Führer. — Jetzt, in dem Augenblick, wo in den nächsten Tagen das Werk langer, mühseliger Arbeit durch die Einnahme der feindlichen Hauptstadt gekrönt werden sollte, wo große Aufgaben unsrer noch harrten, wie zum Beispiel die Fahrt des nächsten Tages, jetzt abkommandiert zu werden, sich ausgeschaltet zu wissen

aus dem frisch-fröhlichen Kampf — das war bitter und hart.

Selbstverständlich muß der Offizier seine persönlichen Interessen, und um die handelte es sich doch hier bei dem Wunsch, draußen bleiben zu dürfen, der Sache unterordnen können.

Da aber vorläufig noch gar keine Möglichkeit vorlag, abzureisen, ohne daß gewaltige Umwege gemacht worden wären, erbat Oberleutnant v. E. vom Korps die Erlaubnis, vorläufig die Operationen des Wagens weiter leiten zu dürfen, und diese wurde ihm zu unserer großen Freude auch bereitwilligst erteilt.

Am Nachmittag erfuhren wir noch, daß es dem E-Wagen gelungen war, die Verladung in Argineşti zu bewirken und per Bahn — alle Mann hatten schieben müssen — nach Filiaşu zu kommen. Er trachtete, in den nächsten Tagen Craiova zu erreichen und sich dort mit der Staffel zu vereinigen.

Leutnant P. überbrachte selbst die Meldung, und der Abend vereinte die Offiziere zu einer gemütlichen Sitzung, und des rumänischen Veterinärs guter Weinkeller lieferte reichlichen Stoff, so daß die Unterhaltung nicht eintrocknete.

# Das Freudenfest in Beuca

Der Weg und die Dörfer entlang der Bahnstrecke nach Pitesci sollten erkundet werden. Das war eine Gegend, in die noch kein Laut vom Krieg gedrungen war und wo vermutlich auch die Einwohner, wenn nicht rumänische Truppenverbände dorthin abgezogen waren, noch keine Ahnung davon hatten, daß die Deutschen schon in Rosiori de Vede saßen.

Um so interessanter versprach die Lösung gerade dieser Aufgabe zu werden. Unsere Kavallerie, die mit Teilen ihrer Kräfte von Caracal aus nördlich gerückt war, um entlang des Altflusses zu sichern, konnte erst am nächsten Tag ostwärts auf die von uns zu erkundende Bahnlinie stoßen.

Mutterseelenallein zog der Wagen bei Morgengrauen los und gelangte zunächst nach dem Örtchen Papa.

Die Bevölkerung verhielt sich ganz friedlich, sie hatte wohl auch durch die Nähe der Stadt schon Einiges über das Vorrücken des Feindes gehört, und dementsprechend benahm sie sich. Die Bahn führt immer die Chaussee entlang, ungefähr in 3—400 Meter

Entfernung und die Bahnhöfe liegen daher immer an einer Seitenstraße der Dörfer.

Wir fanden in Papa nur einige Zollbeamte am Bahnhof, die zwar entsetzt waren über unser plötzliches Erscheinen, ihre Papiere aber willig herausgaben und erstaunt zusahen, wie wir die mächtigen Getreidespeicher in Augenschein nahmen und große Buchstaben mit Kreide an die Schiebetüren schrieben:

„Beschlagnahmt durch den Panzerwagen des Kavallerie-Korps Schmettow."

In scheuer Entfernung hielten sie sich von dem Höllending von Wagen, von dessen Bedeutung sie sich ja keine Vorstellung machen konnten, höchstens insofern, als sie die Mitrailleusen aus den Luken schauen sahen, von denen sie immer wieder tuschelten.

Die Fahrt ging weiter nach Beuca, dem nächsten Ort. Als wir dort einliefen, strömte die ganze Bevölkerung zusammen. Männlein und Weiblein staunten das Ding an, das da auf ihrem Marktplatz hielt, und als wir nach einer Weile ausstiegen, um Umschau zu halten, ging ein lustiges Theaterspielen an.

Die Ältesten traten aus der bunten Menge heraus, und aus ihren Gesten und freundlichen Mienen mußten wir annehmen, daß sie uns willkommen hießen. Ihre Rede war lang — sehr lang, und wir verstanden nur immer wieder: „Rußki — Rußki." — Also, die Herren hielten uns für Russen. — Gut. Um so besser für uns. Wir nickten natürlich auch freundlich. Lt. Cr. verstieg sich sogar dazu, mit der Hand an der Mütze eine Verbeugung zu machen, was mit einem freu-

digen Gemurmel aufgenommen und von den alten Herren mit einem gar nicht endenwollenden Dienern erwidert wurde.

Da trat aus der Menge ein jüngerer Mensch, der ein ziemlich intelligentes Gesicht hatte, wies auf die Maschinengewehre und bedeutete den alten Herren, daß wir nicht Rußki, sondern „Français“ seien.

Na, uns blieb's ja gleichgültig, in welche Rubrik der Ententemischung sie uns steckten, aber die alten Herren sagten ihm: „Grünschnabel, halte dein Maul, davon verstehst du nichts!“ Gehört haben wir das ja nicht, aber gesehen um so deutlicher, denn der junge Mann mußte kleinlaut abziehen. Aber nun traten Frauen und Mädchen in ihre Rechte, den „befreundeten Kriegern“ ihre Huldigung darzubringen.

Sie brachten Arme voll Tannengrün, und wo irgendein Halt war an den Stahlplatten des Wagens oder an den Kleidern unserer Leute wurde bekränzt und geschmückt.

Und andere hatten erst den Fall in seiner ganzen Bedeutung erfaßt. Sie kamen mit Brot und Wein, mit Fleisch und Eiern — so viel brachten sie, daß wir es nicht bergen konnten.

Der Führer wehrte natürlich den Leutchen nicht; sie hätten uns doch für Barbaren halten müssen, wenn wir ihre Gebefreudigkeit unterdrückt hätten.

Es war ein Trubel und Jubel, und jede der kleinen Schönen wollte am meisten geben. Zigarretten gab's so viele, daß wir schließlich Einhalt tun mußten.

Mitten im schönsten Bewundertwerden erscholl

plötzlich ein Pfiff — lang — grell. Aber was denn? Das war doch eine alltägliche Erscheinung, oder ist es das nicht, wenn eine Lokomotive pfeift?

Hui! waren wir im Auto — los — Vollgas! Hinauf zum Bahnhof. Verdammt, wir hatten zu lange dort unten geplaudert — sie dampften gerade davon — drei Maschinen hineinander gekuppelt und Militär drin in den Führerständen.

Achtzig Meter waren sie fort. „Dauerfeuer!" — Der Rest des Befehls erstarb auch schon in dem Geknatter der Gewehre. Die Funken stoben an den Mänteln der Kessel der Maschinen von unseren Geschossen auf — da — jetzt — die mittelste Maschine gab ihren Geist auf — in einer mächtigen Säule entströmte der Dampf — jetzt die vorderste — auch die hintere — noch eine Weile Dauerfeuer — nun verlangsamten sie ihre Fahrt — nur ruckweise noch arbeiteten sie voran — schnaufend und prustend. Die Besatzung war teils gefallen — teils hatte sie sich auch hinter den Bunkerkästen versteckt, und nun sahen wir zwei, die drüben in den Feldern fortliefen. Mochten sie laufen. Die Hauptsache war erreicht, wenn auch nicht vollkommen.

Da kam unser Unteroffizier — Gewehrführer und Oberingenieur Reimann zu Worte, der sofort feststellte, daß die Maschinen mit den schweren Defekten höchstens noch die und die Geschwindigkeit entwickeln könnten, wir sie also bestimmt im nächsten Bahnhof erreichen müßten und ihnen dort auf irgendeine Weise den Rest geben könnten.

Das war einleuchtend. Wir brausten zurück ins Dorf. Und — o Wunder — das Dorf war leer. Wie fortgezaubert all die schönen Mädchen — fort Männlein und Weiblein.

Aber dort standen die Männer ja — drüben am letzten Haus im Dorf am Ausgang nach Balaci — alle ein weißes Bändchen um die hohe Pelzmütze gebunden — zusammengedrängt wie eine Herde Schafe — und schauten verängstigt auf den Wagen.

Bis Balaci gab's eine Höllenfahrt, denn wir mußten eher dort sein als die Lokomotiven.

Auf halber Strecke ungefähr hatten wir sie eingeholt, und wir sahen, wie sie keuchend langsam vorankrochen, immer über sich die Dampfsäulen, die aus den Schußlöchern entströmten.

In Balaci strömte wieder das Volk zusammen, aber jetzt hatten wir keine Zeit zu verlieren. Zur Bahn ging's hinauf — die Gebäude untersucht, und nun zur Strecke, dorthin, wo diese, durch eine Weiche geteilt, in vielen Strängen in den Bahnhof mündete. Die Sprengpatrone unter das Herzstück der Weiche gelegt — drüben auch eine — noch eine dritte hier unter die Schwelle — angesteckt — und fort.

Da kamen sie auch schon an, die fauchenden Ungetüme — in ein paar Minuten mußten sie hier sein — da ein gewaltiger Krach — ein zweiter — dritter — die Sprengladungen flogen in die Luft, die Schienenstücke sausten umher — — alles in Ordnung.

Nun rasch noch die Vorräte in den Speichern beschlagnahmt, damit sie sehen konnten, die anderen,

daß wir schon dagewesen waren. Auch hier Unmengen von Getreide, zu unserer großen Freude von englischen Firmen gekauft, was aus den Eigentumsvermerken, die an Türen und Verschlußplomben angebracht waren, hervorging. Hei, lieber Vetter, das war uns gerade recht, daß wir dich hier auch mal fassen konnten!

Es wurde Zeit für uns, denn die Dämmerung kam, und wir waren fast hundert Kilometer entfernt von Rosiori de Vede.

Die Lokomotiven mußten gleich auf die zerstörten Stellen kommen; na, die lagen ja sicher fest.

Wir fuhren zurück nach Beuca; ängstliche Gesichter lugten in das Scheinwerferlicht des Wagens, als wir durch das Dorf ratterten.

Gegen Abend kamen wir glücklich heim, und mit stürmischer Freude wurde natürlich der Bericht aufgenommen. Es gab des Fragens und Erzählens kein Ende. Immer von neuem mußte das Ausblasen der Maschinen beschrieben werden, immer von neuem das Freudenfest in Balaci.

Das war so recht ein Unternehmen gewesen, das auf Überraschung berechnet und auch dementsprechend ausgefallen war.

Die Leute waren ganz begeistert von dem Erleben, und der Koch bereitete ihnen an dem Abend ein Freudenmahl, an das er alle seine Kunst setzte.

Auch wir Offiziere blieben noch lange beisammen, denn freudige Ereignisse müssen gefeiert werden, auch dann, wenn sie, wie in diesen Tagen, sich häufen.

Vom Korps war bestimmt, daß wir am nächsten Tag den gleichen Weg fahren und die Kavallerie, die von Westen, von der Alt, kam, bei der Besetzung der verschiedenen Orte sichern und unterstützen sollten.

Das gleiche würde uns ja nicht widerfahren, aber wir konnten darauf gefaßt sein, daß morgen die Rumänen über das Vorgefallene unterrichtet sein würden, und daß es dann auch irgendwo zum Kampf kommen würde.

## Die vernichtete Schwadron von Mirosi

Der nächste Morgen fand uns früh wieder auf dem Posten und im Wagen. Über Papa, Beuca ging's die gleiche Strecke wie am vorherigen Tage hinunter nach Balaci, wo die Spitzen der Kavallerie um elf Uhr eintreffen sollten.

Diesmal bezeugten die Männer von Balaci eine ausgesuchte Höflichkeit, trotzdem wir am Tage vorher doch dort gesprengt hatten. Aber als wir zum Bahnhof kamen, wurde uns das verbindliche Lächeln der Rumänen erst klar. Die Lokomotiven waren fort, die Weiche war notdürftig geflickt. In der Nacht mußten sie das gemacht haben.

Nun, weit konnten sie nicht gekommen sein, denn die Bahnstrecke war auch im Norden schon bedroht und Slatina genommen. Irgendwo weiter nördlich wurden die Maschinen doch die Beute unserer Truppen. Und wenn die Zivilisten dabei geholfen hatten, die Arbeit zu bewerkstelligen, so konnten wir sie nicht dafür zur Rechenschaft ziehen, denn es war dann sicherlich unter dem Druck des betreffenden Offiziers geschehen, der das Abschleppen befehligt hatte.

Gegen Mittag standen wir in der Mitte des Dorfes mit unseren Wagen, vorsichtig Ausschau haltend nach allen Seiten, als auf dem Wege, der von Westen her ins Dorf führte, die ersten deutschen Reiter in Sicht kamen.

Uns erblicken — stutzen — und in Deckung hinter ein Haus flitzen, war das Werk einer Sekunde. Einer von uns ging winkend auf die Reiter zu, und das Erkennen war natürlich wie in früheren, ähnlichen Fällen freudig, und ebenso wurde die Auskunft, die wir dem jungen Dragoneroffizier über die Lage geben konnten, hingenommen.

Die Patrouille hatte den Auftrag, Balaci zu erreichen, möglichst den Bahnhof zu durchsuchen und dann weiter nach Osten bis zum nächsten Dorf aufzuklären.

Wir begleiteten sie ein Stück des Weges und kehrten dann zurück.

Nach einiger Zeit erschien dann auch die Kavalleriespitze und bald darauf das Gros der Brigade, die nun den Ort mit Beschlag belegte und die Unterbringungsmaßregeln traf.

Nach allen Seiten wurden sofort Sicherungen ausgestellt — am Nordausgang des Dorfes die beiden mitgeführten leichten Geschütze postiert, und die Arbeit konnte beginnen, wieder mit Patrouillen nach den verschiedenen Richtungen vorzufühlen.

Ohne daß wir es wußten, war eine solche Patrouille, die von einem aktiven Offizier-Stellvertreter, einem außerordentlich tüchtigen Soldaten, geführt

wurde, nach dem nächsten Ort Mirosi vorgestoßen, der noch nicht von uns erkundet war.

Plötzlich kamen zwei Reiter von der Patrouille im gestreckten Galopp zurück und meldeten, daß das Fähnlein überfallen und daß im Vorgelände eine feindliche Schwadron sich befände.

Sofort war der Wagen gefechtsklar und im Höllentempo ging's auf Mirosi zu.

Kurz vor dem Dorf gewahrte der eine der Gewehrführer drüben diesseits des längs der Chaussee verlaufenden Bahndamms die Feinde. Die Gewehre waren schußfertig, aber noch kam kein Befehl, die Beute war noch nicht sicher genug. Immer näher kamen wir an die ahnungslos im Gänsemarsch reitenden Rumänen heran — nun waren wir in gleicher Höhe — nun vorbei. — —

„Wagen haaalt! — Auf die am Bahndamm reitende Kolonne Dauerfeuer!"

Herrgott, war das eine Wirkung. Wie umgeblasene Zinnsoldaten stürzten sie zusammen — viele versuchten über den Damm zu kommen, aber unerbittlich holten die Kugeln sie herunter. In wenigen Sekunden lag die Schar wie ein frisch gemähter Grasstreif da. Nur vereinzelte waren entkommen. Wir sahen, wie sie in weiter Ferne, den Kopf tief auf dem Pferdehals, davonsausten.

Wir stießen weiter vor und fanden in Mirosi am Bahnhof ein reges Leben und Treiben. Es begann bei unserem Auftauchen auch sofort eine tolle Knallerei, die erst aufhörte, als wir zwischen die Haufen

schossen, die dort am Bahnhof scheinbar verladen wurden.

Wir hielten vor Mirosi noch eine Weile, um uns alles genau zu betrachten, und sahen dort auch unsere drei Lokomotiven wieder, die wir tags zuvor zusammengeschossen hatten. Dann hatten wir genug erkundet. Ins Dorf konnten wir nicht einfahren, weil der Ausgang zu uns stark verbarrikadiert war. Mirosi unter Feuer zu nehmen, war eine dankbare Aufgabe für die Geschütze der Kavalleristen. Die mußten sofort verständigt werden.

Als wir zurückkehrten, kamen wir gerade zur selben Zeit, wie ein Bauernwagen, der, von Reitern begleitet, die Leiche des gefallenen Patrouillenführers barg.

Zunächst erregte natürlich unsere Meldung bei Oberst von Üchtritz, dem Führer der Kavallerie, mit dem wir schon bei Badenii und später beim Vorstoß auf Strehaia zusammengearbeitet hatten, riesige Freude. Der alte Herr — alt ist hier natürlich nur in seinem Verhältnis zu uns gemeint — wollte unter allen Umständen die zusammengeschossene Schwadron sehen und redete von uns als von Deuwelskerls.

Dem Gefallenen wurde auf dem nahen Friedhof ein Grab geschaufelt, und nach einer Weile bat der Feldgeistliche, der bei der Brigade war, alle Offiziere und Kameraden, dem Toten die letzte Ehre zu erweisen.

Da standen sie um das Grab herum — Oberst, Majore und jüngere Offiziere, alle, die im Dorf

waren, und viele, viele Kameraden. Große Ulmenbäume wuchsen dicht an der kleinen uralten Kirche, an deren Mauer die Soldaten die Gruft gegraben hatten, und der Geistliche sprach von den großen, gewaltigen Dingen, die nur große, gewaltige Liebe — die ganze Liebe des Menschen voll würdigen könne, der stets bereit sei, auch für das Große mit seinem Herzblut einzustehen.

„Seine junge Frau" — so schloß er — „weiß in diesem Augenblick noch nicht, was sie Schweres getroffen hat; sie weiß noch nicht, daß ihr Liebstes, mit dem sie erst kurze Zeit verbunden war fürs Leben, ihr durch den Tod geraubt ist. Aber sie weiß, daß er ein Soldat war von Grund seiner Seele, und daß er sein Leben in die Hand des Schlachtenlenkers gegeben hatte, und der wird wissen, sie zu trösten in ihrem Schmerz."

Dann betete er mit allen, die grau- und blondhäuptig ihn umstanden, das Vaterunser, und die drei Schaufeln Erde, die alle in die Gruft warfen auf den toten Kameraden, waren Heimaterde.

Laßt sie alle daußen ruhen, die ihr Leben im Kampfe ließen. Draußen fühlen sie sich am wohlsten. Das Stückchen Erde ist mit ihrem Blute erkauft, und das gehört ihnen. Dort, wo sie auslitten, wird ihr Geist weilen und allen, auch den Liebsten, das Recht streitig machen, sie anderswo zu betten. Die Sonne, die im Heimatsdorf scheint, scheint auch über ihrer kleinen, engen Welt und wird über ihnen Blumen ergrünen lassen und ihnen Vöglein senden, deren

Sang doch überall gleich ist, und der in ihren Schlummer wie ein Gruß aus der Heimat dringen muß. Laßt sie alle schlafen und stört ihre Ruhe nicht; seid sicher, sie fühlten sich dort am wohlsten. —

Leider hatten wir Befehl vom Korps, noch am Abend nach Rosiori zurückzukehren, und konnten der Bitte des Obersten, seine Unternehmungen weiter mitzumachen, daher nicht entsprechen. Mit Glückwünschen für den späteren Kampf verließen wir mit Einbruch der Dämmerung Balaci und langten spät abends in Rosiori an.

Östlich war man ein gutes Stück weitergekommen und hatte in breiter Front Aufstellung genommen, um gegen den Argesulabschnitt vorzurücken.

Vorläufig waren die leichten Streitkräfte noch allein, wegen ihres geradezu erstaunlich schnellen Vormarsches, aber die Infanterie war hinter ihnen, und in den nächsten Tagen waren große Dinge zu erwarten.

Am Szurdukpaß hatten wir gehofft, aber jeder nur ganz still und leise und scheu vorm Wagen, zu Weihnachten die Hauptstadt der Feinde zu besitzen. Jetzt war's Ende November, und die Hauptarbeit war schon getan.

# Die 1700 Rumänen des Rittmeisters von Borke

Diesmal sollte es ostwärts gehen, den schon vormarschierten Kolonnen nach. Aber noch vor der Abfahrt erreichte uns ein Befehl des Korps, der wieder eine wichtige Sache befahl.

Von der Donau kommend, war eine starke feindliche Abteilung im Rücken unserer Kavallerie aufgetaucht, die etwa bei Sfintesti eine Funkerabteilung überfallen hatte und nun auf der nördlich führenden Straße im Abmarsch war. Rittmeister von Borke lag mit seinen Reitern im Kampfe gegen diese Kräfte, die fast zwanzig Geschütze und über hundert Wagen mit Munition und Bagage mit sich führten. Schätzungsweise waren es 2000 Mann. Der Wagen erhielt den Auftrag, zur Schwadron B. zu stoßen, um diese zu unterstützen und den Feind zu verfolgen, bis er irgendwo gestellt werden konnte. Das war eine Aufgabe für uns!

Schon nach Durchfahren des ersten Dorfs trafen wir auf die Schwadron B., die uns über die Einzelheiten aufklärte und vor allem meldete, daß die Ru=

mänen ihre Geschütze mehrfach auf dem Wege in Stellung gebracht und geschossen hatten.

Im nächsten Dorf wurde haltgemacht, unser Oberleutnant bestieg das Dach eines Gebäudes, um von dort aus mit dem Scherenfernrohr zunächst einmal die Lage zu klären.

Das nächste Örtchen war etwa 3000 Meter entfernt, und dort sah er deutlich die feindlichen Kräfte, Wagen an Wagen auf der Straße stehen. Sie hatten einen Halbkreis von Posten ausgestellt.

Da konnte nur schnellstes und zielbewußtes Handeln Erfolg haben.

In rasender Eile stieß der Wagen vor und beschoß, auf die richtige Entfernung herangekommen, die feindlichen Truppen. Sofort wurde festgestellt, daß die Masse sich durch das Dorf zurückzog. Der Panzerwagen und mit ihm die Schwadron folgte.

Bis in das Nest, in dem die Rumänen vorher gestanden hatten, ging die Fahrt, und der Führer bestieg diesmal den Kirchturm, um sich weiter zu orientieren.

Bei dieser Gelegenheit wäre beinahe ein Unglück geschehen, denn einer von unseren Leuten, der das Vorhaben nicht kannte, glaubte „Feindio" schreien zu müssen, als plötzlich von des Turmes Höhen einige Ziegel heruntersegelten, die v. E. aus dem Dach herausgestoßen hatte, um besseren Ausblick zu haben. Der Mann stand schon im Anschlag auf die Stelle im Turm, als ihm im letzten Augenblick ein anderer das Gewehr herunterriß und ihn aufklärte.

Die Feinde drüben schienen sich über ihre Lage absolut nicht klar zu sein. Geängstigt durch unsere Beschießung, glaubten sie offenbar größere Verbände im Anmarsch, und als wir wieder vorstießen und das Feuer eröffneten, suchten sie abermals das Weite.

Nun hatte in den Tagen ein leichtes Tauwetter eingesetzt, und der Wagen hatte auf dem ohnehin sehr schwierigen Wege, der immer noch schlechter wurde, fast kein Durchkommen mehr. Um weiter zu verfolgen, mußte zudem eine Brücke überquert werden, die einen ganz höllisch finsteren Eindruck machte. Aber es mußte gewagt werden. Die Mannschaften stiegen aus, der Wagen nahm auf einige Entfernung höchste Fahrt auf, und die Brücke war genommen.

Hineinzufahren in die Kolonne, war, so gern wir alle es unternommen hätten, einfach unmöglich, denn der Wagen hätte zu dem Zweck allerhöchste Fahrt entwickeln müssen, und daran war bei den entsetzlich schlechten Wegeverhältnissen nicht zu denken. Es blieb uns nichts anderes übrig, als den Rumänen auf den Fersen zu bleiben und sie dauernd zu beängstigen.

Da machte sich drüben wieder eine Bewegung bemerkbar, und trotz aller Ungunst der Verhältnisse entschloß sich der Führer zu einem gewaltsamen Vorstoß. Der Wagen sollte so dicht als möglich an die Kolonnen herangebracht werden, um dann durch starkes Feuer die Rumänen zum Ergreifen irgend-

einer Maßnahme zu zwingen; dieses Nachrücken von Ort zu Ort konnte endlos dauern und die Nacht darüber hereinbrechen.

Aber höhere Gewalt vereitelte dies Vorhaben. Kaum war der Wagen eine kurze Strecke gefahren, als er in eine Stelle der Straße geriet, die ihn festhielt wie mit Ketten. Es war kein Herauskommen möglich.

Die Schwadron, die noch einige Kilometer zurück war, kam langsam nach und arbeitete sich unter unserer Deckung weiter vor und nahm vor uns Stellung.

Fieberhaft arbeiteten unsere Leute, den D-Wagen freizumachen, was ihnen aber erst gegen Abend gelang.

Da geschah ein weiteres Unglück. Die Maschinerie entwickelte beim Freiwerden des Wagens ein unheimliches Getöse, und es wurde festgestellt, daß ein Lager der Motor-Kurbelwelle ausgelaufen war.

Ein böser Zufall, der den Wagen in einem Augenblick gefechtsuntüchtig machte, wo Aussicht bestand, mit der Kavallerie einen Staatsstreich auszuführen.

Die Ereignisse hatten sich, wie gesagt, bis zum Abend hingezogen, und die Reiter stellten fest, daß die Rumänen Anstalten machten, in dem Dorf sich einzunisten und dort zu übernachten. Es wurden Wachen bis in nächste Nähe des Feindes vorgeschickt, die genau zu beobachten hatten, ob die Beute nicht

etwa über Nacht abbaute, und der Panzerwagen sollte am nächsten Morgen wieder zur Kavallerie stoßen, um mit ihr zusammen, vielleicht auch von Norden umfassend, den Feind abzufangen. Vorläufig setzte er sich über Garagau, Netott nach Bratasani in Marsch, um für die Nacht, wie befohlen, die Sicherung des Korpsstabes zu übernehmen.

In Bratasani langte der Wagen erst nachts an, und behelfsmäßig wurde, da das nötige Werkzeug und Arbeitsgelegenheit fehlte, die Reparatur des Defekts ausgeführt.

Leider war es für das geplante Unternehmen am nächsten Morgen schon zu spät, und das kam so:

Als der Morgen graute, sahen die Reiter des Rittmeisters von Borke sich eine kleine Kavalkade der Rumänen nähern, die mit einer weißen Fahne bewaffnet waren. Unterhändler.

Der Rittmeister nahm die Parlamentäre in Empfang, und diese erklärten ihre Bereitwilligkeit zu bedingungsloser Übergabe mit Waffen und Gefährt.

Ein Lächeln ging über die Züge des Rittmeisters, als er das hörte.

Das war ja Wahnsinn, was die Kerle machten, wenigstens in diesem Augenblick noch, wo ihnen allein sein Fähnlein Reiter gegenüberlag, das machtlos war, wenn sie Ernst machten.

Aber sie mochten wohl ahnen, daß das Spiel doch für sie verloren gewesen wäre, auch wenn sie ihn und seine Getreuen überrannt hätten.

Er nahm die Übergabe an und stellte als Gegenbedingung: Niederlegung aller Handwaffen vorm Abrücken.

Das Abkommen wurde getroffen, und die Parlamentäre überbrachten ihren Landsleuten die Botschaft.

Und dann kamen sie an. Es stand im Heeresbericht zu lesen, wie groß die Beute war.

Erst die endlose Reihe von fast hundertundfünfzig Wagen, die zur Hälfte mit Munition gefüllt waren, dann siebzehn Maschinengewehre mit aller Ausrüstung und zu guter Letzt im Train eine gleiche Anzahl Geschütze, die unlängst noch mit ihren Rohren über die Donau gedroht hatten gegen unseren Bundesgenossen, den Bulgaren.

Und dann kam das Fußvolk: siebzehnhundert Mann an der Zahl, und die ganze lange Kolonne wurde eskortiert von der Schwadron pommerscher Reiter, der sie sich ergeben hatten, und die Reiter langten gerade aus für das Amt der Gefangenenbegleitung, denn alles in allem waren es einige Kilometer Straße, die die gefangene Kolonne einnahm.

Das war ein stolzer Erfolg, den sich die deutschen Reiter zuschreiben konnten. Und Rittmeister von Borke hat hernach in voller Form unsere Mitarbeit an dem bedeutenden, wenn auch stillen Sieg anerkannt.

Wenn auch natürlich keiner von uns je daran gedacht hätte, die Arbeit und den Erfolg der Kavalleristen und ihres Führers in irgendeiner Weise schmä-

lern zu wollen, so wird doch jeder den damals Beteiligten nachfühlen können, daß uns alle ein Gefühl des Leids überschlich, daß wir nicht unser Vorhaben zu Ende führen konnten, weil die Maschine des Wagens versagt hatte.

So mag es Seeleuten gehen, wenn sie in der Schlacht im Kampf mit einem überlegenen Gegner stehen, dem sie durch geschicktes Manöver gewissermaßen an der Kehle sitzen, so daß sie sich des Erfolges schon ganz sicher sind, und ihm im nächsten Augenblick den Todesstoß versetzen zu können glauben, und dann plötzlich, ohne daß einen ein Verschulden trifft, durch einen bloßen, blinden Zufall versagt die Maschine, die Kampfkraft ist gelähmt, und ein Bruderschiff nimmt die reife Beute, wenn auch im Kampf.

Vor allem bei unseren Leuten war die Stimmung ein wenig gedrückt, aber der Hinweis des Führers auf den glänzenden Enderfolg der Reiter wirkte Wunder. Wir waren ja dabei gewesen und hatten mitgeholfen. Das war die Hauptsache!

# Vor Bukarest umzingelt

v. E. mußte sich beim Abendessen, das er am nächsten Tage im Stabsquartier einnahm, manche scherzhafte Anspielung auf das Unglück des Wagens gefallen lassen; aber das ist ja immer so: Wer den Schaden hat — und so weiter.

Da der Wagen nicht mehr im vollen Umfange gefechtsklar war, wurde er als Stabswache kommandiert. Das war auch an sich im Augenblick wohl geraten, denn die Nähe Bukarests ließ große feindliche Maßnahmen erwarten, und da war es immerhin möglich, daß sich prekäre Lagen für den Stab ergaben, bei denen die Gefechtskraft des Wagens doch von größter Wichtigkeit war.

Noch in derselben Nacht begann auch schon die Lage sich erheblich zu verdüstern.

Gott sei Dank sah man völlig klar, denn am späten Abend hatten Reiter einer Kavalleriedivision einen rumänischen Kurier gefangengenommen, der wichtige Meldungen bei sich trug, aus denen das ganze Vorhaben der Rumänen hervorging.

Drei feindliche Divisionen Infanterie, mit der dazu gehörigen Kavallerie verbunden, waren im An-

marsch auf unsere Kräfte. Die eine unserer Kavalleriedivisionen lag bereits in erbittertem Kampf gegen einen dieser an Zahl weit überlegenen feindlichen Verbände und war gezwungen, kämpfend in den Raum, in dem wir standen, zurückzugehen.

Eine andere Division rückte in nordwestlicher Richtung vor, um die Brücken über das Flüßchen, das bei Netoti floß, und im nächsten Dorf weiter südlich, Brosteni, zu erreichen und zu besetzen.

Für die Nacht war zwar das Eintreffen der Feinde noch nicht zu erwarten, wohl aber für den nächsten Tag, und es mußten daher sofort umfassende Sicherheitsmaßnahmen getroffen werden.

Ein Maschinengewehr aus unserem Wagen wurde ausgebaut und mit vollständiger Bedienung nach Brosteni geschickt, um dort den Brückenschutz zu übernehmen.

Gegen Mitternacht erreichte uns die Alarmmeldung im Quartier, und der kleine rumänische Wagen, den wir bei Strehaia erbeutet hatten, brachte die Mannschaft an Ort und Stelle.

Die Nacht war stockfinster, und nur schwer konnten die für den Einbau des Gewehrs erforderlichen Feststellungen gemacht werden. Schließlich hatte es doch wenig Zweck, daß ein Maschinengewehr dort stand, ohne daß der Gewehrführer sich genau darüber klar war, aus welcher Richtung der Feind sich nähern konnte.

Mit Taschenlaternen, die vorsichtig abgeblendet wurden, erkundeten die Leute die Umgegend, ein Teil

wurde auf einer nahen Höhe als Vorposten ausgestellt, und so gewann das Unternehmen nach mehrstündiger Arbeit allmählich an Zweckmäßigkeit.

Das Gewehr wurde in einen Graben, der flankierend zur Brücke verlief, eingebaut, und um halb drei Uhr nachts konnte ein Teil der Bedienung sich zur Ruhe am Gewehr niederlegen, während die ausgestellten Posten und die Wache am Gewehr abgelöst wurden.

Zu gleicher Zeit übernahm der D-Wagen in Netoti die Brückenwache, denn hier war die gefährlichere Stelle.

Hier würde vermutlich die Spitze des Feindes auftauchen, wenn sie nicht vorher irgendwie noch abgedrängt wurde, denn hier war die beste Straße, die ja für die Fuhrwerke der feindlichen Kolonen sicher gesucht werden würde.

Die Nacht verging in banger Erwartung.

Auf der ganzen Linie war der Kampf entbrannt, und der Gegner zeigte sich so stark, daß unsere Kavalleriestreitkräfte nicht lange in der Lage gewesen wären, ohne ernstliche eigene Verluste ihn abzuhalten.

Hinzukam, daß die Brigade Üchtritz, die wir in Balaci verlassen hatten, mittlerweile auch mit weit überlegenem Gegner in Kampf getreten und es nicht möglich gewesen war, die Führung rechtzeitig zu verständigen, weil die Verbindungen ganz plötzlich unterbrochen waren.

Am Morgen wurde die Lage immer ernster.

Zwar wußte man unsere Infanterie, und zwar zwei Divisionen, im Anmarsch, aber wann würde sie eintreffen?

Mit der Uhr in der Hand standen die Herren vom Stab des Kavalleriekorps auf dem Hof des großen Gutsgebäudes, in dem sie Alarmquartier bezogen hatten, und stellten Berechnungen an. — — Die und die Marschgeschwindigkeit wurde von der Infanterie entwickelt — zuletzt war sie in dem Dorf Garagau gewesen um die und die Zeit — — noch so viel Kilometer — also frühestens um Mittag waren sie hier. Vielleicht glückte es noch, daß sie rechtzeitig kamen.

Das ist nicht Furcht oder gar Angst, dieses Gefühl der Spannung und Erwartung. Nein — es kam darauf an in diesem Fall, ob es den Rumänen gelang, unsere leichten Streitkräfte mit ihren gewaltigen Massen eher zu umklammern, als unsere Hauptstreitkräfte eintrafen, oder aber ob es unserer Kavallerie gelang, den Gegner durch geschicktes Manövrieren noch einige Stunden irrezuführen, ihm das Gesetz des Handelns zu diktieren und ihn zunächst mal zur Entfaltung zu zwingen; denn bis dahin war die Infanterie heran, und diese konnte dann von vornherein so angesetzt werden, daß sie den Gegner gleich an der richtigen Stelle faßte.

Da kam plötzlich wieder eine Alarmmeldung von Netoti herüber.

Zwei Schwadronen feindlicher Kavallerie waren dort von unseren Vorposten gesehen worden, die im Anmarsch auf Bratasani seien.

Nun wurde alles mobil gemacht. Die Funkenstation packte in Eile zusammen und alles, was Karabiner oder Gewehr hatte, trat zusammen, um den Ort und den darin befindlichen Stab zu sichern.

Wagen und Automobile standen abmarschbereit mit angeschirrten Pferden und laufenden Motoren.

Da erhielt Leutnant Cr. den Befehl, ohne Rücksicht auf den Zustand des Panzerwagens, den gemeldeten feindlichen Schwadronen entgegenzufahren, und einige Jäger übernahmen die Wache an der Brücke.

In Richtung nördlich Netoti schwenkte der D=Wagen ein und setzte sich mit langsamer Fahrt, wie sie ihm jetzt nur noch möglich war, vorsichtig gefährlichen Wegestellen ausweichend, in Marsch, um den Feind zu suchen.

Es war ein sonderbares Bewußtsein, das jeder hatte, der mit im Wagen saß. Jeder war sich klar darüber, daß das Fahrzeug nicht mehr seine volle Kraft besaß und wir also nicht mehr, wie bisher, es auf eine Höllenfahrt ankommen lassen konnten; und doch war es gerade jetzt möglich, daß wir gezwungen wurden, das Letzte aus der Maschine herauszuholen, selbst auf die Gefahr hin, im tollsten Augenblick stecken zu bleiben.

Wir fanden die Schwadron nicht; immer weiter rollte der Wagen, und wir mußten bald ans Umkehren denken, denn so weit konnten die Reiter unmöglich schon sein, als plötzlich vor uns an einem Dorfende Reiter gesehen wurden.

Das Scherenfernrohr her — — aber das waren ja deutsche Dragoner!

Da gab der Wagen noch einmal volle Kraft her und rollte zu dem Dorf hinunter.

Das gab eine Freude. Wir hatten Verbindung mit dem rechten Flügel der Brigade Üchtritz aufgenommen und konnten ihr alles mitteilen, was im Raume vor dem Argesul-Abschnitt mittlerweile vor sich gegangen war.

Sofort wurde die Ausdehnung des rechten Flügels die Straße entlang befohlen, die wir gekommen waren, und wir fuhren nach Netoti zurück.

Kurz vorm Ziel nahm das Geräusch in der Maschinerie einen bedrohlichen Charakter an. Ein zweites Lager war ausgelaufen. Wir mußten unsere Fahrt noch mehr verlangsamen und durch immerwährendes Nachschütten von Öl die Maschine wenigstens vor dem Schlimmsten bewahren, das trotzdem natürlich jeden Augenblick eintreten konnte.

Als wir endlich in Netoti anlangten, war die Lage schon entlastet. Die ersten Infanteriekolonnen rückten gerade durch und zogen gleich weiter nach Talpa-Ionesti, um dort die Kavallerie abzulösen.

Über die Aufnahme der Verbindung mit der Reiterei des Obersten Üchtritz war man natürlich sehr erfreut. Nun konnten die Unternehmungen ihren Fortgang finden und der Feind wieder gepackt werden.

Uns wurde vom Grafen Schmettow Zeit gegeben, die Reparaturen des Wagens, wenn es möglich sein sollte, in Bratasani in unserem alten Qartier zu be-

werkstelligen, und die Fahrer machten sich sofort an die Arbeit und nahmen die Maschine auseinander.

Jetzt war auch das Maschinengewehr an der Brücke bei Brosteni seiner Aufgabe enthoben, und der kleine Wagen holte die Besatzung dort ab, die sich mittlerweile dort ganz häuslich eingerichtet hatte und gerade dabei war, einen Entenbraten zu verzehren.

Infanteriekolonnen auf Infanteriekolonnen zogen durch Netoti an dem Tage, und es war ein bitteres Gefühl für uns, jetzt ausgeschaltet zu sein, wo der letzte Schlag getan werden sollte vor der Einnahme von Bukarest.

Drei Tage gingen sicher darüber hin, bis wir mit der Reparatur fertig waren.

Die Fahrer waren fieberhaft an der Arbeit — aber ob es gelang, noch für Bukarests Einnahme rechtzeitig zu kommen? Ob nicht doch der Defekt unheilbar war, wie die Fahrer es befürchteten?

Schon in den späteren Nachmittagsstunden grollte der Donner von schwerem Geschütz herüber. Sie lagen im Kampf um den letzten Abschnitt. War der genommen, dann war die Hauptstadt eine reife Frucht.

Und in unserer Werkstatt auf dem Gutshof gingen die Hämmer und Feilen, die Schlüssel und Bohrer unermüdlich. Wir mußten noch nicht, ob es uns gelang, dabei zu sein, aber in jedem Gesicht konnte man's lesen: Es mußte gehen, es durfte nicht anders kommen.

---

## Bukarest gefallen! — Heimwärts

Die ganzen Infanterieverbände waren am nächsten Tage in den Kampf gekommen, und die Kavallerie hatte sich einmal kurze Zeit Erholung gönnen können.

Die Lage war so günstig wie nur möglich, wenn es auch die allerhöchste Zeit gewesen war, daß die deutschen Hauptstreitkräfte eingetroffen waren.

Von Nordwesten her rückten das Alpenkorps und die Truppen aus dem Törzburger Paß an und griffen entscheidend in den Kampf ein, während unsere Divisionen, die Slatina, Craiova und Filiasu erobert hatten, ihrerseits immer näher an den Argesulabschnitt kamen und sich zum Stoß auf Bukarest rüsteten.

Die Mackensen-Armee schloß den großen Ring im Süden, und es gab für die Rumänen keinen Halt mehr; sie mußten immer weiter zurückweichen.

Auch die eiligst herangezogenen Russen konnten an der Lage nichts mehr ändern. Wie sie in die Schlacht geworfen wurden, so wurden sie vernichtet.

Am 2. Dezember war's, als wir ungefähr das Ende unserer Arbeit überschauen konnten. Es war

ein schwerer Defekt, aber wir konnten ihn bis zum übernächsten Tage so weit beheben, daß der Wagen für die Weiterfahrt auf Bukarest bereit war.

Der Führer überbrachte die Meldung dem Korpsstab, der inzwischen natürlich um ein Erhebliches vorangekommen war, denn zu der Zeit war der Hauptkampf gerade im vollsten Gange.

Er traf den Grafen Schmettow auf dem Gefechtsstand und hielt ihm dort Vortrag.

Da ergab sich für uns eine gänzlich unerwartete Wendung. Die gesamte Abteilung war von der Heeresleitung für andere Zwecke ausersehen, und v. E. erhielt den Auftrag, die Streitkräfte in Deutschland erneut zusammenzustellen und dort für neue Aufgaben vorzubereiten.

Die Exzellenz versicherte, uns die schöne Aufgabe zugedacht zu haben, als erste in die Hauptstadt einzufahren; und was das für uns bedeutet haben würde, das war ja vollkommen klar.

Es fehlte so für uns der würdige Abschluß, der Enderfolg, wegen dessen wir fieberhaft gearbeitet hatten in unserer Werkstatt; und wir waren im Begriff, die Reparatur noch gerade rechtzeitig zu beenden.

Aber an dem Befehl ließ sich natürlich nicht rütteln. Wir mußten uns mit dem Erreichten bescheiden. Und schweren Herzens fügte sich der Führer in die unabänderliche Tatsache.

Der Graf wiederholte nochmals, daß er die ihm und gerade seinen Truppen geleisteten Dienste außer-

ordentlich hoch veranschlage, und dankte allen Offizieren und Mannschaften für die treue Hingabe und den bei jeder Gelegenheit, vor allem bei den schweren Aufgaben bewiesenen Schneid.

Neben vielen Auszeichnungen und Beförderungen für die Mannschaften verlieh er im Namen Sr. Majestät des Kaisers Oberleutnant v. E. das Eiserne Kreuz erster Klasse, eine herrliche Anerkennung für die gesamte Abteilung.

Als der Führer zurückkam, da gab's leuchtende Augen bei allen Leuten, als sie das Kreuz auf dem Herzen ihres Oberleutnants sahen.

Daß aber die Nachricht, die uns unser Führer überbrachte, uns nicht erfreute, darüber kann kein Zweifel bestehen, aber wir mußten uns wie er in das Unabänderliche fügen und traten am 3. Dezember, als die Reparatur beendet war, die Rückfahrt nach Rosiori de Vede und Craiova an, von wo die Verladung erfolgen sollte.

Am Abend des 4. Dezember langten wir nach beschwerlicher Fahrt in C. an, und ein linderndes Pflaster für die alle so schmerzlich berührende, plötzliche Abberufung war's, als der Oberleutnant die ganzen Mannschaften zusammenrief, um die Beförderungen und Auszeichnungen bekanntzugeben. Das gab Freude, denn jeder hatte jeden zu beglückwünschen, und wenigstens von den Kampftruppen war jedem eine frohe Botschaft geworden.

Der Abend einigte noch einmal alle zum fröhlichen Trank, und allmählich begann auch die Freude

auf das Wiedersehen mit den Lieben in der Heimat zu wirken.

Wir weilten noch in Craiova, als uns die Nachricht erreichte, auf die wir mit Sehnsucht warteten: Bukarest unser!

Nun war das Werk vollendet, zu dem wir unser Teil beigetragen hatten. Der Rumäne war geschlagen, schneller als auch der kühnste es in seinen Träumen zu hoffen gewagt hatte.

Die Truppen, die, weit voneinander getrennt, den Feind gejagt hatten, hatten sich vereinigen können zu dem gemeinsamen Hieb, der die Krone aus den Händen jenes Volkes riß, das meuchlerisch über die Berge gezogen war, um reife Früchte mühelos zu ernten.

Die hinterlistige Tat von Wegedieben war bitter gerächt.

Von einem Offizier unserer Abteilung ist einmal ein Gedicht geschrieben worden, das den Siegeszug unserer Panzerwagen versinnbildlicht; das mag hier stehen; denn die jagende, stählerne Wehr war die Waffe gewesen, die der deutsche Schmied uns geschaffen hatte, und der Feind hatte es an seinem Leibe spüren müssen, wie hart und scharf deutscher Stahl ist.

# Die jagende, stählerne Wehr

Was taucht dort aus Dunst und aus Nebelflor? —
Geheimnisvoll jagt's in die Feinde. — —
Wir sehen nicht Mannen, nicht Rosse davor,
Erschrocken verstummt der Geschütze Chor,
Und staunend sehen's die Freunde
Und fragen einander . . . wohin? . . . woher?
Das ist Deutschlands jagende, stählerne Wehr!!

Was treibt dort den fliehenden Hauf' vor sich her,
Wie Herbstwind die welkenden Blätter? — —
Was fährt in die Feinde wie wogendes Meer,
Wie Sturmflut und Brandung, so düster und schwer,
Und schreckt sie wie schlagende Wetter?
Daß nimmer sie wissen . . . wohin? . . . woher?
Das ist Deutschlands jagende, stählerne Wehr!!

Wer sendet den Hagel von Eisen und Stahl
Verderbenbringende Bahnen? — —
Wer mäht, wie ein Schnitter, in endloser Zahl
Die Welschen und steckt uns das schimmernde Mal
Des Siegs an die flatternden Fahnen?
Wer nennt uns die Ritter so hoch und so hehr?
Es ist Deutschlands jagende, stählerne Wehr!!